

Die Psychologie der Pseudonymität  
im Hinblick auf die Literatur  
des Urchristentums

Von Prof. Frederik Zorn



„Der Ruf“ Evangelischer Verlag  
Hermann Werner Nachf., Gütersloh

1.00

2

# Studien der Luther-Akademie

Herausgegeben im Auftrag des Vorstandes  
von Carl Stange, Göttingen

2. Heft

Die Psychologie der Pseudonymität im Hinblick  
auf die Literatur des Urchristentums

Von Prof. Frederik Toem

„Der Ruf“ Evangelischer Verlag  
Hermann Werner Nachf., Gütersloh

1932

**Die Psychologie der Pseudonymität  
im Hinblick auf die Literatur  
des Urchristentums**

**Von Prof. Frederik Vorm**



„Der Ruf“ Evangelischer Verlag  
Hermann Werner Nachf., Gütersloh

• 1932



---

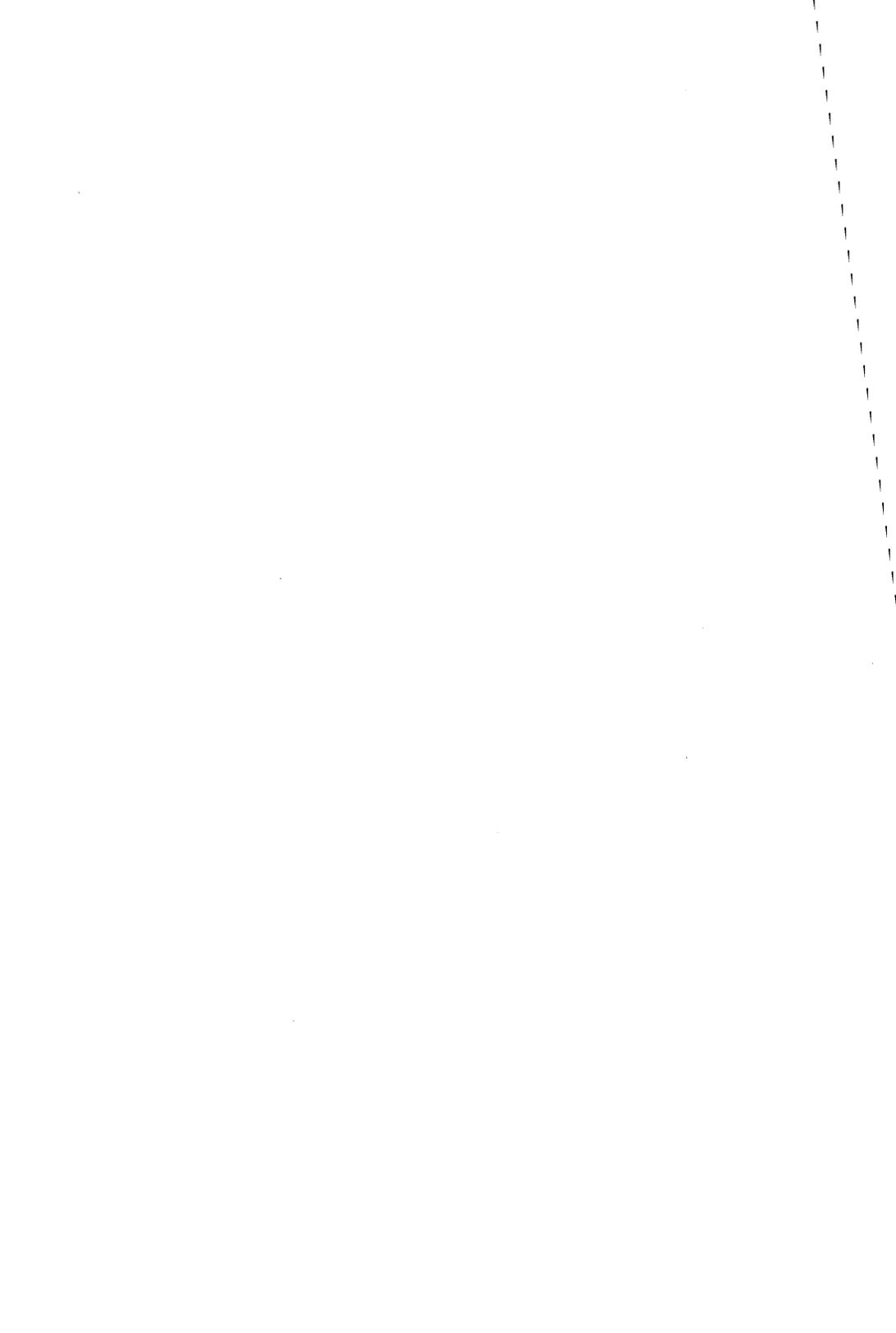
---

## **Vorwort.**

**I**ndem ich die Vorlesungen, die ich auf der ersten Tagung der Luther-Akademie zu Sondershausen gehalten habe, veröffentliche, möchte ich den Wunsch aussprechen, daß sie andere Gelehrte zu einer neuen Erforschung der bisher zu wenig erörterten und auch hier in zu großer Kürze behandelten Frage nach der Psychologie der pseudonymen Schriftsteller anregen mögen.

Kopenhagen, Oktober 1932.

Frederik Lorm



---

**W**ir müssen damit anfangen, genau festzustellen, in welchem Sinne wir hier das Wort Pseudonymität verstehen wollen. Denn das Wort ist mehrdeutig. In jedem Zeitalter und überall in der Welt kommt es vor, daß ein Schriftsteller sein Werk unter einem erdichteten Namen herausgibt. Auch dann spricht man von Pseudonymität. Die Beweggründe, auf diese Weise pseudonym aufzutreten, sind gewöhnlich leicht erkennbar; man wünscht zu erfahren, wie die Rezensenten das Werk beurteilen werden, wenn sie von dem wirklichen Verfasser überhaupt nichts wissen; man kann einen solchen Wunsch hegen, sowohl als junger Anfänger, der sich scheut, seinen bürgerlichen Namen einer möglichen Verurteilung durch die Kritik auszusetzen, aber auch als schon berühmter Verfasser, der über die in solchem Falle wahrscheinlich sehr schwankenden Urtheile der Rezensenten sich amüsieren will. Man kann sich ferner der Pseudonymität bedienen ganz ohne die Absicht, geheimnisvoll auftreten oder irreleiten zu wollen, vielmehr um den Lesern das wahre Verständnis zu erleichtern. Wir können z. B. an Sören Kierkegaard denken, der durch die verschiedenen, von ihm gebrauchten erdichteten Namen deutlich machen will, daß die unter dem betreffenden Namen dargelegten Gedanken nicht als Ausdruck seiner eigenen innersten Meinung aufzufassen sind.

Während diese Form der Pseudonymität zu jeder Zeit vorkommen kann und dem Verstehen keine besonderen Schwierigkeiten bereitet, verhält es sich ganz anders mit der hier zu erörternden Form der Pseudonymität. Wenn ein Schriftsteller sein eigenes Werk nicht mit seinem Namen, auch nicht mit einem erdichteten Namen, sondern mit dem Namen einer schon berühmten Persönlichkeit der Gegenwart oder der Vergangenheit betitelt, stehen wir einer ungewöhnlichen Handlungsweise gegenüber, die in unseren Tagen nur ausnahmsweise, in der antiken Zeit dagegen recht häufig vorkommt. Und wenn es um das Verständnis der Verfasserpersönlich-

keit geht, werden wir in diesem Falle in sehr verwickelte psychologische Probleme hineingeführt. Es ist auffallend, daß es auch viele religiöse Schriftsteller des Altertums lieben, unter der Decke der Pseudonymität ihre Gedanken auszusprechen. Man hat bei der Erforschung der religiösen Literatur der antiken Welt sehr oft sich durch den häufigen Gebrauch der Pseudonymität auf diesem Gebiete dazu verleiten lassen, die Pseudonymität beinahe als etwas Selbstverständliches hinzunehmen. Man hat vergessen, daß auch im Altertum auf dem Gebiete der religiösen Literatur das normale Verfahren selbstverständlich dasjenige war, unter seinem eigenen Namen zu schreiben, und daß die Pseudonymität etwas Ungewöhnliches war, und daher immer einer Erklärung bedarf, und zwar einer Erklärung, die jeden Einzelfall genau analysiert. Man hat sich gar zu oft damit begnügt, von einer „*fraus pia*“ zu reden, obgleich in vielen Fällen ein Fragezeichen hinter den Ausdruck „*fraus*“ und in noch mehr Fällen hinter das Wort „*pia*“ gesetzt werden muß, — wenn man dem letzten Wort nicht einen ganz leeren Sinn geben will. Weil die Leichtgläubigkeit und der Mangel an kritischem Sinn im Altertum zur Folge hatten, daß eine Menge pseudonymer Literatur als echt anerkannt wurde, hat man gedacht, daß man es in der antiken Welt auch sehr leicht nahm mit dem moralischen Urteil über das pseudonyme Verfahren, obgleich die Leichtgläubigkeit der pseudonymen Literatur gegenüber, wie wir später sehen werden, ein mildes moralisches Urteil über die Pseudonymität in sich gar nicht einschließt. Die Leichtgläubigkeit bedeutet keineswegs, daß man es als ziemlich gleichgültig ansieht, ob Pseudonymität vorliegt oder nicht.

Wir vermischen eine gründliche Untersuchung über die Pseudonymität im Altertum, sowohl über die Methoden der pseudonymen Schriftsteller als über die Psychologie derselben. Ihre Motive müssen in jedem Einzelfall aufgedeckt werden, ihre Zwecke müssen festgestellt und es muß untersucht werden, wie die Motive und Zwecke zu dem Gedankeninhalt der betreffenden Schrift sich verhalten; man darf sich nicht zufrieden geben, ehe in jedem Einzelfall ein psychologisch vorstellbares Bild der Verfasserpersönlichkeit aus der Untersuchung herauskommt. Es handelt sich nicht darum, die Psychologie der betreffenden Schriftsteller von allen Seiten zu unter-

suchen, — nicht darum, die Entstehung ihrer Werke aus möglicher Beeinflussung anderer Persönlichkeiten zu erklären, — sondern nur darum, es uns verständlich zu machen, wie sie dazu kamen, statt unter eigenem Namen zu schreiben, die Pseudonymität zu bevorzugen, und wie die Wahl der pseudonymen Form mit ihrer ganzen moralischen und religiösen Einstellung sich vereinigen läßt.

Obgleich wir hier hauptsächlich die urchristliche pseudonyme Literatur im Auge haben, ist es selbstverständlich notwendig, im voraus in Kürze die pseudonyme Schriftstellerei der griechisch-römischen Welt und des Judentums zu betrachten.

Die Pseudonymität kommt in der antiken Welt in mannigfacher Weise vor. Die niedrigste Form kann als literarischer Diebstahl charakterisiert werden; wie es ausgedrückt worden ist: „ein armseliger Kumpan eignet sich geradezu das Buch eines anderen an“.<sup>1)</sup> Besonders Galenus im zweiten nachchristlichen Jahrhundert gibt uns einen interessanten, aber trüben Einblick in die damaligen literarischen Verhältnisse, die sich aber, wie er ausdrücklich sagt, eben in jenem Jahrhundert bedeutend verschlimmert hatten.<sup>2)</sup> Die Schüler eines berühmten Lehrers gaben die Aufzeichnungen, die sie während des Unterrichts gemacht hatten, mit gewinnsüchtiger Absicht ohne weiteres als ihre eigenen Werke heraus. Selbst die Diener des Galenus stahlen seine Hefte. Man gab solche Vorlesungen heraus, mit einer Vorrede versehen, als hätte man sie selbst geschrieben. Martial nennt solche Menschen „plagiarii“, d. h. Menschenräuber. In allen solchen Fällen liegt das Motiv: Gewinnsucht, klar am Tage. Und Pseudonymität im engeren Sinne liegt überhaupt hier nur vor, wenn der betreffende plagiarius das herausgegebene Werk mit Einschaltungen und Veränderungen ausstattete. Denn von Pseudonymität im engeren Sinne kann man nicht reden, wenn ein Schriftsteller etwas, was er nicht selbst geschrieben hat, unter seinem eigenen Namen herausgibt — das ist literarischer Diebstahl —, sondern nur dann, wenn er etwas, was er selbst geschrieben hat, unter dem Namen eines anderen in die Welt hinausjagt.

<sup>1)</sup> Th. Birt: Kritik und Hermeneutik, 1913, S. 223.

<sup>2)</sup> G. Heinrici: Beiträge zur Geschichte und Erklärung des Neuen Testaments I, 1894, S. 71ff.

Der Pseudonymität im engeren Sinne etwas näher stehen die Stilübungen in den Rhetorenschulen.<sup>1)</sup> Den Schülern wurde hier, um ihr Verständnis einer berühmten Persönlichkeit zu prüfen, die Aufgabe gestellt, Aufsätze zu schreiben, in welchen die Gedanken der betreffenden Persönlichkeit unter genauer Nachahmung der Sprache und des Stils dargelegt werden sollten. Für den angehenden Redner war es von Bedeutung, zu lernen, aus einer bestimmten Person und Situation heraus zu sprechen und zu schreiben. Der Zweck mußte hier die slavische Nachahmung sein; man erstrebte eine so täuschende Einwirkung der Aufsätze auf die Leser wie möglich. Der Ehrgeiz konnte manchmal die jungen Schüler später dazu verleiten, ihre Stilübungen unter dem Namen der nachgeahmten Persönlichkeit in Umlauf zu setzen. Dann liegt eine erstrebte Pseudonymität vor. Aber sehr oft sind die Stilübungen sicher ohne die Schuld der Rhetorenschüler später unter dem falschen Namen verbreitet worden.

Mit den Stilübungen verwandt — und doch etwas anderes — ist es, wenn innerhalb einer philosophischen Schule die Schüler sich die Gedanken des Urhebers der Schule oder der in der Schule sich fortpflanzenden Tradition ganz aneigneten und den ihnen in dem Unterricht mitgeteilten Stoff im Geiste dieser Tradition weiter ausführten, um später, wahrscheinlich in der Regel ohne, aber bisweilen auch mit der ausdrücklichen Erlaubnis ihrer Lehrer, ihre Erzeugnisse in Umlauf zu setzen. Besonders von der pythagoreischen Schule wird dieses uns berichtet. Hier liegt weder Diebstahl noch Pseudonymität vor. Man will weder etwas, was individuelles literarisches Eigentum war, rauben, noch eigene Gedanken einem anderen unterstehlen; man will nur den gemeinsamen geistigen Besitz einer Schule weitergeben. Treue Nachahmung und Fortpflanzung werden als Pflicht und Ziel erkannt. Man kann voraussetzen, daß dies von den Lesern verstanden wird, und die Absicht, zu täuschen, liegt also nicht vor.<sup>2)</sup> — In diesem Zusammen-

<sup>1)</sup> Th. Birt: Kritik und Hermeneutik, 1913, S. 223.

<sup>2)</sup> Über die Schultradition siehe W. Boussset: Jüdisch-Christlicher Schulbetrieb in Alexandria und Rom, 1915; K. Gronau: Poseidonios und die jüdisch-christliche Genesiseexegeze, 1914; P. Wendland und Max Pohlenz in Gerke und Nordens

hang muß auch vorübergehend daran erinnert werden, daß viele Schriften aus dem Altertum, die wir durch die Voransetzung des Wortes „Pseudo“ vor einen Verfassernamen bezeichnen, Werke sind, die von begeisterten Jüngern unter Beeinflussung einer berühmten Persönlichkeit geschrieben wurden und dann später ganz ohne die Schuld des Verfassers unter die Werke der betreffenden berühmten Persönlichkeit gerieten und überliefert wurden. In allen solchen Fällen liegt Pseudonymität nicht vor, und wir können daher aus alledem nicht schließen, daß die Pseudonymität im engeren Sinne eine gewöhnliche, literarische Form war, deren Benutzung als ein berechtigtes Vorgehen angesehen wurde.

Dagegen begegnen wir einer wirklichen, d. h. beabsichtigten Pseudonymität auf dem Gebiet der Briefliteratur. Auch hier konnten zwar manchmal die schon aufgedeckten Motive hineinspielen; man wollte die Kunst der täuschenden Nachahmung ausüben. Aber auch andere Motive konnten sich geltend machen. Wir wissen alle, wie neugierig die meisten Menschen sind, wenn es um Nachrichten aus dem Privatleben einer berühmten Persönlichkeit geht. Eine solche Neugier zu befriedigen, ist ohne Zweifel die Absicht vieler Brieffälscher der antiken Zeit. Wenn man in den erdichteten Briefen von den großen Männern eben das mitteilen wollte, was man nicht wußte und nicht wissen konnte, hatte man gewöhnlich außerdem den Zweck, diese Männer zu verherrlichen. So verbreitet war die Fälschung auf dem Felde der Briefliteratur, daß Birt sie geradezu als „eine Lieblingsbeschäftigung der Sophisten und Rhetoren“ bezeichnete. Ein englischer Forscher charakterisiert den Inhalt der gefälschten Briefe treffend in folgenden Worten: „Die Briefe ent-

---

„Einleitung in die Altertumswissenschaft“<sup>3</sup>, 1927, S. 117f. — Daß der Lehrer bisweilen den Schülern erlaubte, seine Hefte später zu veröffentlichen, wird uns durch Marini „Vita Procli“, ed. J. F. Boissonade, 1814, Kap. 12 (S. 10), bezeugt. — Wenn Jamblichos in seiner „Vita des Pythagoras“ die Schüler ausdrücklich lobt, weil sie unter dem Namen des Meisters schrieben und nicht Ehre für sich selbst erstrebten (siehe Bouffet: Op. cit. S. 5), gilt dieses Urteil selbstverständlich nur in solchen Fällen, in welchen von einer Schultradition die Rede war, und eine Pseudonymität im eigentlichen Sinn daher nicht vorlag. Diese Aussage sagt uns also nicht, wie man die Pseudonymität beurteilen würde in denjenigen Fällen, in welchen ein pseudonymer Verfasser wissen mußte, daß die pseudonyme Form seine Leser täuschen würde.

halten, was große Männer nach dem Urteil der Alltagsmenschen hätten sagen sollen, nicht was sie gesagt hatten.“ Die Fälschung ist in der Regel leicht erkennbar; unter den Ausnahmen können besonders die platonischen Briefe hervorgehoben werden. Doch sind die bedeutendsten dieser Briefe wohl jetzt von den meisten Forschern als echt anerkannt. Sie unterscheiden sich stark von dem größten Teil der gefälschten Briefe. — Auffallend ist die Häufigkeit der Fälschung auf dem Gebiet der griechischen Briefliteratur, wenn man die außerordentlich geringe Zahl erdichteter Briefe innerhalb der Literatur des Urchristentums bedenkt. Während die letzten eben wegen ihrer geringen Zahl uns schwierigen psychologischen Problemen gegenüberstellen, sind solche Probleme kaum vorhanden, wenn wir es mit den erwähnten griechischen und römischen Briefen zu tun haben. Hier liegen die Motive klar am Tage; ein kompliziertes Seelenleben spürt man nicht hinter diesen Briefen. Die Verfasser sind kleine Menschen, deren Seelenleben keine Tiefen enthält.<sup>1)</sup>

Wenn man dagegen an das Gebiet der pseudonymen religiösen Literatur herantritt, erkennt man sofort, daß es viel schwieriger wird, ein psychologisches Verständnis der Pseudonymität zu erreichen. Gewöhnlich haben religiöse Menschen eine tiefe Scheu vor jeder Form der Unwahrhaftigkeit, wodurch ein pseudonymes Hervortreten ihnen erschwert werden muß. Andererseits sind sie oft vom religiösen Interesse so stark ergriffen, daß sie, um ihre Zwecke zu erreichen, der Versuchung unterliegen können, sich auch der Unwahrheit als Mittel zu bedienen. Der ganz unmoralische Satz: „Der Zweck heiligt die Mittel,“ hat ja leider eben in der Geschichte der christlichen Kirche eine große Rolle gespielt. Es hat wohl darin seinen Grund, daß vor allen anderen eben die religiöse Persönlichkeit Zwecke kennt, die ein bedenkliches Mittel mit dem Schein der Heilig-

---

<sup>1)</sup> Der englische Forscher, der im Text zitiert wurde, ist J. P. Mahaffy (The Silver Age of the Greek World, 1906, S. 441). — „Auch Briefe wurden in den Rhetorenschulen zur Übung ausgearbeitet“ (S. Peter: Der Brief in der römischen Literatur, 1901, S. 175); dann gilt von den Briefen, was von den Stilkübungen gesagt wurde. — Über die pseudonymen Briefe vgl. ferner D. Apelt: Platons Briefe übersetzt, 1918 (die Einleitung, S. 1—16); über den Brief in der sakralen und mythischen Literatur siehe A. Dieterich: Abraxas, 1891, S. 161ff.

keit umgeben können. Ob es psychologisch denkbar ist, daß eine tief ergriffene, religiöse Persönlichkeit mit klarem Bewußtsein sich der Unwahrhaftigkeit schuldig machen kann, muß von Fall zu Fall genau untersucht und überlegt werden. Die Entscheidung wird von vielen Umständen abhängig sein, z. B. von der Art des Zweckes, der erreicht werden soll, von der Art des Mittels, d. h. der gewählten Form der Pseudonymität, von der ganzen Struktur des Seelenlebens der betreffenden Persönlichkeit, von der Klarheit des Bewußtseins, die in der Unwahrhaftigkeit beschlossen ist, oder besser, es hängt von dem gegenseitigen Zusammenwirken dieser und anderer ähnlicher Faktoren ab. Die Wahl der Pseudonymität setzt auf religiösem Gebiet oft einen komplizierten seelischen Vorgang voraus, den man zu enträtseln versuchen muß, wenn man ein Verständnis der Persönlichkeit erstrebt. Und ohne solche psychologischen Erwägungen darf die historisch-kritische Frage, ob ein literarisches Werk pseudonym ist oder nicht, niemals entschieden werden.

Wir müssen jetzt verschiedene, typische Einzelfälle ins Auge fassen. Nur so viel läßt sich im allgemeinen sagen: je mehr eine religiöse Persönlichkeit über innere religiöse Kraft und Originalität verfügt und je mehr sie von einem Sendungsbewußtsein durchdrungen ist, um so schwieriger wird es sein, sich vorzustellen, daß sie es über sich bringen kann, in dem Mantel der Pseudonymität aufzutreten.

Einen besonderen Typus der Pseudonymität innerhalb der griechischen religiösen Literatur bieten die sogenannten orphischen, hermetischen und sibyllinischen Schriften dar. Theogonische Spekulationen, religiöse Hymnen, prophetische Gedanken werden den Namen großer, mythischer Gestalten unterschoben. Da innerhalb der jüdischen und urchristlichen Literatur ähnliche Schriftwerke häufig vorkommen, wollen wir schon hier den psychologischen Vorgang zu analysieren versuchen. Verschiedene Umstände werden hier das Verständnis der Pseudonymität erleichtern. Erstens handelt es sich um mythische Gestalten oder jedenfalls um Menschen einer fernen Vergangenheit, denen gegenüber man nicht meint, dieselbe Verantwortlichkeit zu haben wie gegenüber den Zeitgenossen oder den Menschen einer sehr nahen Vergangenheit. Man braucht sich unter

diesen Umständen auch nicht vor der Entdeckung der Pseudonymität zu fürchten. Zweitens müssen diejenigen, die, von der schon vorhandenen Literatur dieser Art tief ergriffen, dazu angeregt wurden, sie zu erweitern, in der Regel Menschen gewesen sein, deren Seelenleben ganz eigenartigen Gepräges war. Sie müssen eine gewisse Neigung zur Spekulation, Vision oder vielleicht sogar zur Ekstase gehabt haben. Nun wird es wohl allgemein zugestanden werden müssen, daß es den visionären Persönlichkeiten sehr schwer, ja oft geradezu unmöglich ist, zwischen dem „wirklich“ Geschauten und der die Vision aufnehmenden und bearbeitenden Reflexion zu unterscheiden. Die aus dem Unterbewußtsein aufsteigenden Vorstellungen verdunkeln das klare Selbstbewußtsein. In der Seele solcher Menschen herrscht das Halbdunkel des Unterbewußtseins. Aber dann wird auch das Vermögen des Unterscheidens zwischen dem, was sie von den schon vorhandenen Schriften eines Orpheus, eines Hermes oder der Sibylle in sich aufgenommen haben, und dem, was sie selbst, von eigener Reflexion oder von eigenen Visionen angeleitet, hinzufügen, nicht in voller Stärke vorhanden sein können. Und wenn es ihnen nicht möglich ist, zwischen dem eigenen geistigen Besitz und den von ihnen durch die Beeinflussung eines anderen angeeigneten Gedanken zu unterscheiden, kann die in der Pseudonymität beschlossene Unwahrhaftigkeit ihnen nicht mit voller Klarheit bewußt werden. Wo Beeinflussung stattfindet, muß selbstverständlich ein gewisses Maß von Nachahmung vorhanden sein; aber von bewußter Nachahmung kann in dem hier erörterten Fall kaum die Rede sein. Die Ergriffenheit von den apokalyptischen Gedanken drängt das Interesse an der Nachahmung in den Hintergrund. Daher wird auch die Nachahmung des Stils nicht erstrebt.

Die erwähnten zwei Umstände werden es uns ermöglichen, ein Bild dieser Verfasserpersönlichkeiten zu erhalten, in welchem kein zu greller Widerstreit vorhanden ist zwischen dem Bewußtsein des religiösen Menschen von der Pflicht der Wahrhaftigkeit einerseits und der pseudonymen Unwahrhaftigkeit andererseits. An einen Widerstreit würde man überhaupt nicht zu denken brauchen, wenn man annehmen könnte, daß die Verfasser, wenn sie ihre eigenen geistigen Erzeugnisse dem Namen eines Orpheus oder der Sibylle

unterfchoben, voraussetzen konnten, jeder verständige Leser würde von selbst in der Pseudonymität die Benutzung einer literarischen Form erkennen und daher dem Verfasser die Absicht zu täuschen nicht zuschreiben. Jeder Mensch, der als moralische und verantwortliche Persönlichkeit zu handeln wünscht, muß selbstverständlich auch danach fragen, wie die Mitmenschen seine Handlungsweise auffassen werden. Wenn also die pseudonymen Verfasser gewußt hätten, daß ihre Mitmenschen ihr Vorgehen nicht falsch auffassen würden, hätten sie ohne Bedenken sich den Mantel der Pseudonymität umhängen können.

Die Frage, ob die Pseudonymität in den erörterten Fällen als eine den Zeitgenossen durchsichtige, literarische Form bezeichnet werden darf, und ob man daher die Verfasser der Unklage bewußter Täuschung entheben darf, ist eigentlich niemals gründlich untersucht worden. Wenn z. B. in der Henoch-Literatur bisweilen über Henoch in der dritten Person geredet wird, obgleich Henoch gewöhnlich als in erster Person redend auftritt, könnte man geneigt sein, anzunehmen, daß der Verfasser keineswegs mit der Pseudonymität die Absicht hatte, die Leser zu täuschen, und daß jeder bedachtame Leser dies deutlich erkennen mußte. Aber wenn man andererseits beachtet, wie ein Mann wie Tertullian in vollem Ernst Henoch als den wirklichen Verfasser der Schrift ansieht und den naheliegenden Einwand, eine solche Schrift hätte aller Wahrscheinlichkeit nach zur Zeit der Sintflut verlorengehen müssen, mit der Bemerkung widerlegt, daß die Schrift durch Noah, den Urenkel Henochs, leicht hätte gerettet werden können, und daß Noah, auch wenn sie untergegangen wäre, sie jedenfalls im Geiste hätte reproduzieren können,<sup>1)</sup> — wenn man dies bedenkt, erkennt man, daß die Pseud-

<sup>1)</sup> Tertullian: De cultu fem. I. 3. — Ebenso meint Clem. Alex., Protrept. c. 6, daß schon Xenophon die sibilinischen Bücher benutzt hat. — Daß andererseits z. B. Origenes (Contra Celsum, V. 54) an der Echtheit des Buches Henoch zweifelte, beweist nur, was im Text gesagt wird, daß kritisch eingestellte Menschen gewissen pseudonymen Schriften gegenüber Zweifel hegen konnten, aber keineswegs, daß sie die pseudonyme Form als eine berechnete literarische Form ansahen. Im Gegenteil, schon der Zweifel zeigt, daß eine den Lesern durchsichtige, literarische Form eben nicht vorlag. — Wenn Origenes einige von ihm angezweifelte neutestamentliche Briefe ohne Bedenken benutzen konnte, beweist auch dies nicht, daß ihm nicht viel

onymität solcher Schriften auch einem verständigen Leser nicht durchsichtig war. In einem späteren Zusammenhang werden wir erfahren, daß derselbe Tertullian das pseudonyme Verfahren als moralisch verwerflich beurteilte. Er liefert uns also einen deutlichen Beweis dafür, daß große Leichtgläubigkeit pseudonymen Schriften gegenüber in keiner Weise mit einer milden Beurteilung der Pseudonymität verbunden zu sein braucht. Tertullian hat auch nicht gemeint, aus der Menge der pseudonymen Schriften schließen zu dürfen, daß die Pseudonymität ein entschuldbares Verfahren sei. Was wir aber in diesem Zusammenhang besonders von ihm lernen, ist, daß die pseudonymen Verfasser der orphischen und sibyllinischen Literatur keineswegs, wie sehr oft behauptet wird, damit rechnen konnten, die verständigen Leser wären imstande, ihr Vorgehen als eine unanfechtbare Benutzung einer literarischen Form aufzufassen. Denn die religiösen Menschen der damaligen Welt sind sicher beinahe alle — auch wenn sie literarisch geschult waren — der pseudonymen Literatur gegenüber ungefähr ebenso leichtgläubig als Tertullian gewesen. Zweifel an der Echtheit dieser Literatur konnten selbstverständlich bei kritisch eingestellten literarischen Persönlichkeiten vorkommen. Aber an der Echtheit zweifeln und das Vorhandensein der Pseudonymität vermuten ist etwas ganz anderes als annehmen, daß von seiten des Verfassers keine beabsichtigte Pseudonymität, sondern nur Benutzung einer den Lesern durchsichtigen literarischen Form vorlag. Die pseudonymen religiösen Schriftsteller müssen also in den nüchternen Augenblicken ihres Lebens gewußt haben, daß ihre Zeitgenossen ihr pseudonymes Vorgehen nicht als eine Anwendung einer literarischen Form auffassen und es daher als moralisch verwerflich ansehen würden.<sup>1)</sup> Wenn sie sich trotzdem nicht

---

daran lag, ob diese Briefe wirklich pseudonyme Briefe waren oder nicht, sondern vielmehr, daß der verbreitete gottesdienstliche Gebrauch dieser Briefe ihm die geistlichen Zweifel letzten Endes als bedeutungslos erscheinen ließ.

<sup>1)</sup> In mannigfacher Weise erfahren wir, daß man die Pseudonymität, wenn sie entschleiert wurde, verurteilte. Livius erzählt, wie die dem Numa zugeschriebenen Bücher sofort verbrannt wurden, als die Fälschung aufgedeckt war (Liv. 40, 29). — Diog. Laertes V. 6 erzählt von Heraklides Pontikos, einem Schüler des Aristoteles, daß er Tragödien unter dem Namen des Sophokles verfaßte. Um den Heraklides

haben abschrecken lassen, muß man sich dieses Verhältnis durch die anderen schon herangezogenen Gesichtspunkte psychologisch verständlich machen. Durch das Überwältigtsein von den religiösen Gedanken und im Halbdunkel des Unterbewußtseins wird das Gewissen zum Schweigen gebracht.

Wenn wir uns jetzt an die Literatur des Spätjudentums wenden, befinden wir uns auf einem Gebiet, auf welchem die Pflicht der Wahrhaftigkeit mit mindestens ebenso großem Eifer als in der griechischen Welt eingeschärft wurde. In den jüdischen Rabbinenschulen war peinliche Genauigkeit in der Überlieferung das immer vor Augen schwebende Ideal. Und zwar sollte man auch, wo möglich, genau überliefern, wer von den großen Lehrern dieses oder jenes Wort gesagt hatte. Jemandem Schriftgelehrten ein Wort, das er nicht gesagt hatte, zu unterschieben, wäre schlechterdings ein Verbrechen gewesen. Was aber wundernehmen muß, ist, daß wir gleichzeitig innerhalb der damaligen jüdischen Literatur einen kühnen und ausgedehnten Gebrauch der Pseudonymität vorfinden. Die Beeinflussung durch die hellenistische Umgebung kann zur Erklärung dieses Verhältnisses herangezogen werden; wir dürfen uns aber mit dieser Erklärung nicht zufrieden geben. Das wäre eine Verschleierung des Problems. Wir müssen die psychologischen Schwierigkeiten genauer ins Auge fassen.

---

zu täuschen, gab ein anderer Schriftsteller sofort eine Schrift unter dem Namen des Sophokles heraus; und da er seinen Zweck erreichte und Heraklides die betreffende Schrift als echt benutzte hatte, erzählte er den wahren Sachverhalt und machte sich über die Verfälschung und die Leichtgläubigkeit des Heraklides lustig. — Vgl. auch die von A. Boeckh: Enzyklopädie und Methodologie der philolog. Wissenschaften, 1877, S. 232ff. genannten Fälle. — E. Stemplinger: Das Plagiat in der griechischen Literatur, 1912, zeigt, daß man zwar in der antiken Welt ein großes Maß von *μίμησις* gestattete, aber daß die antike Ästhetik das Plagiat, die *κλοπή* im eigentlichen Sinn, d. h. wo die Absicht, zu täuschen, vorhanden war, entschieden verurteilte. Hieraus ergibt sich, daß man auch die Pseudonymität, wenn dieselbe Absicht vorlag, als moralisch verwerflich ansehen mußte. Daß es sich so verhielt, wäre man wohl übrigens schon aus der hohen Schätzung der Wahrhaftigkeit unter den Griechen zu entnehmen berechtigt (siehe z. B. L. Schmidt: Die Ethik der alten Griechen, 1882, II, S. 403—414). Vgl. auch H. Hagen: Über literarische Fälschungen, 1889.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob nicht die Entstehungsweise eines Teils der alttestamentlichen Schriften der Betrachtung, daß die Anwendung der Pseudonymität eine bloße literarische Form war, hätte den Weg bereiten müssen. Wir haben zwar schon gesehen, daß diese Betrachtung in der damaligen Welt auf dem Gebiet der religiösen Literatur sonst nicht nachgewiesen werden kann. Die Möglichkeit, daß auf jüdischem Boden besondere Umstände sich geltend machen könnten, muß aber geprüft werden. Die Bücher Moses sind in der Weise entstanden, daß alles, was allmählich als autoritatives Gesetz anerkannt wurde, unter den Namen des Moses gestellt wurde. Verschiedene Überlieferungen, sowohl Gesetz als geschichtliche Erzählungen enthaltend, wurden in das große Sammelbeden der Thora hineingeleitet. Einen ähnlichen Vorgang müssen wir für die Sprüche Salomos annehmen. Aber schnell vergaß man den Entstehungsprozeß solcher Schriften. Man hegte den festen und ernsthaften Glauben, daß jedes Wort in den Büchern Moses von ihm selbst herrührte. Man darf also aus diesem Tatbestand keineswegs schließen, daß im Zeitalter Jesu innerhalb des Judentums die Pseudonymität als ein natürliches literarisches Verfahren angesehen wurde. Eher könnte man sagen, daß man, eben weil das Ansehen des alttestamentlichen Schrifttums immer größer geworden war, ein Verfahren, durch welches man den großen autoritativen Persönlichkeiten ohne weiteres eigene Gedanken unterstob, um so schärfer verurteilen mußte.

Ich muß daher gestehen, daß es mir unverständlich ist, wie ein Forscher bezüglich der Weisheit Salomos sagen kann, daß die Pseudonymität nur eine literarische List war, durch welche kein Mensch sich täuschen lassen konnte.<sup>1)</sup> Auf diese Weise wären natürlich alle psychologischen Schwierigkeiten bei dem Verstehen des pseudonymen Verfassers mit einem Schlag aus der Welt geschafft. Aber diese immer — leider ohne Beweise — wiederholte Behauptung ist nicht richtig. Gerade das Entgegengesetzte war der Fall. Alle Welt glaubte damals, daß die Schrift von Salomo verfaßt war.

---

<sup>1)</sup> S. Holmes in Charles: Apocrypha and Pseudepigrapha, I, S. 525; vgl. A. Siegfried in Rauhsh: Die Apokryphen und Pseudepigraphen I, S. 476.

Nur einige Gelehrte haben ihren Zweifel ausgesprochen. Aber selbst wenn man in den ersten Jahrhunderten über die Echtheit dieser und jener Schrift diskutierte und ernste Zweifel vortrug, hat man, wenn man die Unechtheit annahm, niemals daran gedacht, die Handlungsweise des betreffenden Verfassers als berechtigt und unschuldig hinzustellen; dagegen hat man sie sehr oft scharf gerügt. Es verhielt sich innerhalb des Judentums und des Christentums wie in der griechisch-römischen Welt. Entweder glaubte man an die Echtheit einer pseudonymen Schrift und konnte sie dann sehr hochschätzen, oder man nahm die Unechtheit an, und dann war die betreffende Schrift schon wegen ihrer Pseudonymität jedenfalls etwas anrüchig. Daß man in jener Zeit jemals auf religiösem Gebiet die Pseudonymität als eine literarische Form aufgefaßt und ihre Berechtigung geradezu anerkannt hat, ist eine moderne Erfindung, die man aus der großen Menge der pseudonymen Schriften und der Leichtgläubigkeit der damaligen Zeit hat wahrscheinlich machen wollen, die man aber mit wirklichen geschichtlichen Gründen nicht unterbauen kann.<sup>1)</sup>

Daher können wir die psychologischen Schwierigkeiten nicht auf diesem Wege überwinden. Wir müssen es daher immer als eine große Erleichterung betrachten, wenn in vereinzelt Fällen die Möglichkeit vorhanden ist, daß von seiten des Verfassers nur Anonymität beabsichtigt und Pseudonymität erst durch eine spätere Hand an die Schrift herangebracht wurde. Dies gilt wahrscheinlich z. B. von solchen Schriften wie den Psalmen Salomos und den Oden Salomos.<sup>2)</sup> Aber in der Weisheit Salomos ist die Pseudonymität nicht nur durch die Überschrift angezeigt, sondern in die Schrift selbst hineingearbeitet. Und hier läßt sich das psychologische Verhältnis nicht auf dieselbe

---

<sup>1)</sup> Anstatt aus der Menge der pseudonymen Schriften und der Leichtgläubigkeit ihnen gegenüber zu schließen, daß das pseudonyme Vorgehen als etwas Berechtigtes angesehen wurde, muß man vielmehr die Menge dieser Schriften hauptsächlich aus der Leichtgläubigkeit der Zeitgenossen erklären. Wenn das Gelingen des Unternehmens wahrscheinlich, ja beinahe sicher war, ist es leicht verständlich, daß die Anwendung der Pseudonymität vielen Menschen als verlockend erscheinen mußte.

<sup>2)</sup> Siehe Harnack: Ein Psalmbuch des ersten Jahrhunderts, 1910, S. 10, 106; H. Kyle und W. R. James: The Psalms of Solomon, 1891, S. LXf.; ferner J. Biteau: Les psaumes de Salomon, 1911, S. 96ff.

Weise erklären, als wenn es um eine apokalyptische Schrift geht. Der Verfasser muß sich der Pseudonymität mit voller Klarheit bewußt gewesen sein; von einer Abschwächung des Bewußtseins kann nicht die Rede sein. Man hat die Schrift, weil die Torheit des Götzendienstes scharf bekämpft wird, so verstanden, als ob der Verfasser überwiegend heidnische Leser vor Augen habe.<sup>1)</sup> Zwar ist es dann auffallend, daß der Name Salomos in der Schrift nicht genannt wird; den heidnischen Lesern wird es ja dadurch erschwert, Salomo als den Verfasser zu erkennen. Aber trotzdem müssen wir die Pseudonymität aus dem Zweck des Verfassers, auf heidnische Leser einzuwirken und ihnen Ehrfurcht vor dem jüdischen Volke und seiner Geschichte einzulößen, zu verstehen suchen. Wir besitzen eine Reihe von Schriften, die in einer ähnlichen Absicht geschrieben sind. Der Wunsch, Propaganda unter den Heiden zu treiben, hat viele jüdische Geschichtsfälschungen hervorgerufen. Wir werden später auf diese literarischen Missionsbestrebungen kurz zurückkommen müssen. In den Schriften dieser Art liegt aber nur selten Pseudonymität im eigentlichen Sinne vor; daher ziehen wir vor, uns erst mit solchen jüdischen Schriften zu beschäftigen, in welchen dies unzweifelhaft der Fall ist.

Bekanntlich besitzen wir eine ganze Reihe jüdischer Schriften apokalyptischer Art, also Schriften, die eine gewisse Ähnlichkeit mit der orphischen, hermetischen und sibyllinischen Literatur haben. Die Gestalt der Sibylle wird geradezu von jüdischen Schriftstellern in ihren Dienst genommen. Mit der Psychologie dieser jüdischen sibyllinischen Schriftsteller hat es aber eine andere Bewandnis als mit der Psychologie der entsprechenden griechischen Dichter, weil hier der schon angedeutete Zweck einer Propaganda für das Judentum mit hineinspielt. Daher wenden wir uns lieber an solche jüdischen apokalyptischen Schriften, die ohne eine starke direkte Beeinflussung durch den Hellenismus auf jüdischem Boden entstanden sind. Als Typus der jüdischen Apokalyptik wollen wir das Buch Daniel heranziehen. Um das Verständnis der Verfasser-

---

<sup>1)</sup> E. Riggensbach: Die jüdische Propaganda in der griechischen Welt, 1918, S. 15.

persönlichkeit des Buches Daniel zu gewinnen, können wir nicht ganz denselben Weg einschlagen, den wir gingen, als es sich um die Verfasser der orphischen Literatur handelte. Die Psychologie dieser griechischen Schriftsteller wurde uns einigermaßen durchsichtig, als wir bedachten, daß sie, von den schon im voraus unter dem Namen von Orpheus vorhandenen Schriften tief ergriffen, zu einem Weiterspinnen der darin enthaltenen Gedanken getrieben wurden, und zwar in einer solchen Weise, daß eine klare Unterscheidung zwischen ihren eigenen Gedanken und den Gedanken ihrer Vorgänger ihnen nicht möglich war. Der Verfasser des Buches Daniel konnte nicht in derselben Weise dazu kommen, unter dem Namen Daniels auftreten zu wollen. Apokalyptische Schriften von Daniel lagen kaum vor; jedenfalls besitzen wir keine Nachrichten, daß solche Schriften existiert haben. Aber der Verfasser des Buches Daniel muß verschiedene Berichte und Überlieferungen von dem Propheten Daniel gekannt und ihn als einen Menschen bewundert haben, der in seiner heidnischen Umgebung als ein Held für sein Volk und seinen Glauben kämpfte. Selbst muß er eine ausgeprägt visionäre Persönlichkeit gewesen sein. Wenn seine Gedanken in der Geschichte der Vergangenheit oder bei der furchtbaren Lage seines Volkes in der Gegenwart verweilten, wurden die Gedanken in Visionen verwandelt. An der Hand großzügiger Visionen suchte er den tiefen Sinn der Geschichte sich selbst und anderen klarzumachen. Die Gestalt Daniels, der als einer der ersten Gotteskämpfer in übermächtiger heidnischer Umgebung in seinem Glauben feststand, wurde ihm in dem gleichartigen Kampfe seines Volkes in der Gegenwart mit einem überlegenen heidnischen Feind immer lieber; in den visionären Augenblicken fühlte er sich mit diesem Gotteskämpfer der Vergangenheit im Geist vereint. Er wurde immer mehr in der Überzeugung befestigt, daß die Gesichte und Gedanken, die durch den Geist in seiner eigenen Seele wachgerufen wurden, schon in der Seele Daniels hatten vorhanden sein müssen. In dieser Richtung müssen unsere Gedanken sich bewegen, wenn wir die Psychologie des Verfassers enträtseln wollen. Etwas Rätselhaftes bleibt doch dabei; in den nüchternen Augenblicken seines Lebens muß der Verfasser gewußt haben, daß die Einwirkungsmöglichkeit seiner

Schrift eben darauf beruhte, daß seine Zeitgenossen an Daniel als den wirklichen Verfasser glaubten, und gleichzeitig muß er sich selbst darüber im klaren gewesen sein, daß das nicht der Fall war. Nur durch die Erkenntnis, daß visionäre Neigungen mit einem Vermögen zu klarem Denken und Unterscheiden und mit einem starken Bewußtsein der Wahrheitspflicht gewöhnlich nicht verbunden sind, vermögen wir zu einem annähernden Verständnis der Verfasserpersönlichkeit vorzubringen.

Das Buch Daniel wurde das Vorbild einer ganzen Reihe von apokalyptischen Schriften. Durch Erwägungen der eben angedeuteten Art müssen wir die Verfasserpersönlichkeiten zu verstehen suchen. Außerdem kann hervorgehoben werden, daß sie immer unter dem Namen einer Gestalt der fernen Vergangenheit schrieben; das Verhältnis wäre schwerer verständlich, wenn sie die Kühnheit gehabt hätten, unter dem Namen einer bedeutenden Persönlichkeit, die kurz vor ihrer eigenen Zeit gelebt hatte, aufzutreten. Es waren Männer wie Henoch, die zwölf Patriarchen, Moses, Elias, Baruch und Esra, denen sie die von ihnen selbst verfaßten Schriften unter-schoben. Andererseits würde ein Hinblick darauf, daß die pseudonymen Verfasser möglicherweise gedacht haben, durch die Wahl solcher Namen aus der fernen Vergangenheit wäre die Entschleierung des pseudonymen Vorgehens nicht zu befürchten, uns das Verstehen der Anwendung der Pseudonymität nicht erleichtern. Denn eine solche Berechnung würde, statt die Klarheit des Wissens von der Pseudonymität abzuschwächen, sie vielmehr erhöhen. Es wird uns auch nicht helfen, darauf hinzuweisen, daß die Verfasser vielleicht sich dessen bewußt gewesen sind, die Verbreitung und Anerkennung ihrer Gedanken könnten nur an der Hand der Pseudonymität gesichert oder überhaupt ermöglicht werden. Denn dann liegt auch ein bedenkliches Maß von schlauer Berechnung vor. Noch mehr wäre dies der Fall, wenn auch ein Hinblick auf die Leichtgläubigkeit ihrer Mitmenschen und die daraus zu folgernde Wahrscheinlichkeit des Gelingens ihres Unternehmens in ihrem Bewußtsein vorhanden gewesen wäre. Eher wird uns das Verstehen erleichtert, wenn wir annehmen dürfen, daß ein starkes Gefühl eigener Minderwertigkeit in den Seelen dieser Verfasser herrschte und sie zu dem pseud-

onymen Vorgehen hindrängte. Eine solche Annahme wird uns auch nahegelegt, wenn wir bedenken, daß keiner dieser Schriftsteller von einem starken persönlichen Sendungsbewußtsein durchdrungen ist; sie scheinen reflektierende, kontemplative Menschen gewesen zu sein; ein großer Teil ihrer Visionen ist eher Reflexion als Vision im eigentlichen Sinne. Die Schriften sind unter starker Beeinflussung von seiten der Vorgänger entstanden; die Verfasser wollten ihre Gegenwart trösten, ermahnen und ermuntern, aber sie hatten nicht das Bewußtsein, eine unter der Einwirkung Gottes aus ihrer eigenen Seele geborene Botschaft der Menschheit übermitteln zu sollen.

Noch eine Möglichkeit, das Verständnis uns zu erleichtern, muß erwogen werden. Wir haben schon gesehen, daß weder in der griechischen noch in der jüdischen Welt die Pseudonymität auf dem Gebiet der religiösen Literatur von den Lesern als eine bloß literarische Form aufgefaßt wurde. Aber wäre es trotzdem nicht möglich, daß jedenfalls die späteren apokalyptischen Schriftsteller die Pseudonymität ihrer Vorgänger durchschaut hätten? Dann hätten sie vielleicht ihre eigene Pseudonymität durch einen Hinblick darauf, daß andere vor ihnen dasselbe getan hatten, vor ihrem Gewissen rechtfertigen können. Aber wir haben ja gar keinen Grund, zu vermuten, daß die apokalyptischen Verfasser besser als ihre Zeitgenossen imstande gewesen wären, die Pseudonymität zu durchschauen. Und jedenfalls konnte es ihnen nicht entgehen, daß beinahe alle Zeitgenossen leichtgläubig die pseudonymen Schriften entgegennahmen. Und daraus folgt, daß es diesen Verfassern nicht verborgen sein konnte, daß sie durch das pseudonyme Vorgehen sich einer Irreleitung ihrer Mitmenschen unvermeidlich schuldig machen mußten.

Es bleibt also dabei, daß wir, wenn uns die Psychologie der Pseudonymität bei den jüdischen apokalyptischen Schriftstellern einigermaßen verständlich werden soll, hauptsächlich uns vor Augen halten müssen, daß ekstatische Neigungen das Vermögen zum Unterscheiden zwischen eigenen und angeeigneten Gedanken in der Regel abschwächen und daher nach und nach ein mystisches Einheitsgefühl hervorrufen zwischen der eigenen und einer anderen Persönlichkeit, von welcher das eigene Seelenleben beeinflusst, ja

überwältigt wird. Außerdem müssen wir, wie schon erwähnt, in vielen Fällen einem starken Minderwertigkeitsgefühl Rechnung tragen, das dem betreffenden Schriftsteller trotz des Dranges zum geistigen Schaffen nicht gestattete, unter eigenem Namen hervorzutreten. Bisweilen wird wohl auch der Wunsch, ihren Gedanken Verbreitung und Anerkennung zu sichern, in Verbindung mit dem Bewußtsein, dies sei nur durch die Pseudonymität zu erreichen, veranlaßt haben, daß ein Moment von Berechnung, jedenfalls im Unterbewußtsein, sich geltend machte. Die Meinung, daß der Zweck das Mittel heiligt, ist daher wahrscheinlich in manchen Fällen im Untergrund ihrer Seele vorhanden gewesen.

Dieser letzten Betrachtung müssen wir einen viel größeren Einfluß zuschreiben, wenn wir uns an die damalige jüdische Propagandaliteratur wenden. Bekanntlich haben die Juden zur Zeit Jesu eine sehr eifrige und erfolgreiche Mission getrieben. Sowohl die griechischen und römischen Schriftsteller als die Inschriften und die Papyrusfunde bieten uns viele Zeugnisse dar von der immer wachsenden Zahl der sich der jüdischen Synagoge anschließenden Proselyten. Zweifellos wurde zwar nur eine sehr geringe Zahl der Proselyten durch die Propagandaliteratur gewonnen, weil diese sich hauptsächlich an die Oberschicht der Bevölkerung wandte. Der große Erfolg der jüdischen Mission ist hauptsächlich das Verdienst überzeugungstreuer Männer und Frauen, die überall, wo sie hinkamen, durch Wort und Tat von ihrem Glauben Zeugnis ablegten. Aber nichtsdestoweniger ist die Propagandaliteratur sehr umfassend und auch keineswegs erfolglos gewesen. Die Verfasser machten sich ohne Bedenken kühner Geschichtsfälschungen schuldig. Artapanus will dartun, daß alle Kultur den Agyptern durch die Stammväter Israels zuteil geworden war. Man war fest überzeugt, daß die griechische Weisheit schon innerhalb des Gesichtskreises der alttestamentlichen Gottesmänner lag. Moses und die Propheten wurden in griechische Philosophen verwandelt, wie umgekehrt die großen griechischen Dichter und Philosophen zu gläubigen Juden umgeschaffen wurden. Manchmal hat man sich hierbei auch der Pseudonymität bedient, und man hat wohl insofern bona fide gehandelt, als man in vollem Ernst glaubte, Mose wäre der Vater

aller Weisheit, und Gott hätte sich auch den großen Propheten unter den Heiden offenbart. Trotzdem wird man, wenn hier Pseudonymität vorliegt, feststellen müssen, daß diese Schriftsteller zweifellos sich ihrer Handlungsweise voll bewußt waren und vor ihrem Gewissen nur dadurch haben rechtfertigen können, daß das Mittel durch den Zweck geheiligt wurde. Wenn sie diesem bedenklichen Grundsatz in weitem Maß Folge leisteten, dürfen wir aber nicht vergessen, daß viele von diesen Verfassern nicht religiöse, sondern vielmehr nationale Propaganda trieben. Nationalismus und religiöser Glaube sind bekanntlich im Judentum innig miteinander verbunden. Daher haben diese Verfasser oft, was ihnen vielleicht nur teilweise bewußt war, mehr für die Ehre der Nation als für den Glauben gekämpft. Im Hinblick hierauf wird es leichter verständlich, daß ihnen der feste Glaube an die der Wahrheit innewohnende werbende Kraft fehlte, und daß sie daher sich nicht scheuten, die Pseudonymität frei und offen anzuwenden. Alle Gewissensbedenken wurden überwunden, wenn es ihnen nur gelingen konnte, das Ansehen ihrer Nation zu fördern. Sie haben zweifellos auch selbst ihre pseudonymen Erzeugnisse und andere Geschichtsfälschungen in Umlauf gesetzt und für ihre Verbreitung gearbeitet.

Auch das In-Umlauf-Setzen wird uns also in solchen Fällen erklärlich. Es muß aber, ehe wir auf die Literatur des Urchristentums eingehen, noch kurz auf die psychologische Schwierigkeit aufmerksam gemacht werden, die in dem persönlichen Herausgeben oder In-Umlauf-Setzen der pseudonymen Schriften eingeschlossen ist, wenn es um die apokalyptische Literatur geht. Unwillkürlich fragt man sich, ob diese Schriftsteller überhaupt ihre Werke persönlich herausgegeben haben. Sehr oft wird diese Frage von den Forschern unserer Zeit gar nicht gestellt, weil sie sich nicht die Mühe geben, sich in alle Einzelheiten des praktischen Verlaufs der pseudonymen Schriftstellerei hineinzudenken. Und doch läßt es sich kaum bestreiten, daß der Verfasser durch das eigene Herausgeben der Schrift uns schwerer verständlich wird, wenn wir ihn uns gleichzeitig als einen wahrheitsliebenden Menschen vorstellen sollen. Denn es konnte dem Verfasser bei der Herausgabe unmöglich verborgen bleiben, daß seine Pseudonymität die Leser notwendigerweise

täuschen mußte; man hatte ja an die volle Echtheit der bisherigen Schriften ähnlicher Art ohne weiteres geglaubt. Der Verfasser konnte der Selbstanklage nicht entgehen, absichtlich täuschen zu wollen. Je mehr wir durch eine Schrift den Eindruck eines tief religiösen, von Wahrheitsliebe erfüllten Verfassers erhalten, um so schwerer wird es uns, anzunehmen, daß er selbst für die Verbreitung seiner pseudonymen Schrift tätig gewesen ist. Wir wollen uns das Verhältnis lieber so denken, daß die Schrift erst in andere Hände geraten ist, ehe sie als ein allgemein zugängliches, literarisches Erzeugnis verbreitet worden ist. Aber es läßt sich wohl niemals mit Sicherheit feststellen, daß wir einen pseudonymen Verfasser von der Anklage, bei der Herausgabe seines pseudonymen Erzeugnisses selbst mitgewirkt zu haben, freisprechen dürfen.

Wenn wir nach diesem Überblick über die pseudonyme Literatur des Griechentums und des Judentums uns an die Literatur des Urchristentums wenden, erkennen wir sofort, erstens, daß die Pseudonymität hier mindestens ebenso häufig vorkommt, und zweitens, daß die urchristliche pseudonyme Literatur noch mehr verschiedene Literaturgattungen umfaßt, als es auf den anderen Gebieten der Fall war. Drittens tritt es hier besonders deutlich hervor, daß die Pseudonymität auf dem Gebiet der religiösen Literatur nicht als ein berechtigtes literarisches Vorgehen anerkannt wurde. Wir haben eine sehr interessante Nachricht von einem Einzelfall, der ein helles Licht auf die Beurteilung der Pseudonymität innerhalb der christlichen Gemeinde wirft. Tertullian erzählt uns, daß ein kleinasiatischer Presbyter, der in Verdacht kam, die sogenannten Acta Pauli selber verfaßt zu haben, und dies gestehen mußte, ohne weiteres seines Amtes entsetzt wurde. Wir erfahren hier, erstens, daß man damals trotz aller Leichtgläubigkeit der pseudonymen Literatur gegenüber gleichwohl bisweilen der Frage der Abfassung genau nachging, und zweitens, daß man die Anwendung der Pseudonymität, wenn sie bewiesen wurde, entschieden verurteilte. Viele Forscher unserer Zeit sind zu leicht über diese Nachricht hinweggeeilt. Man hat behauptet, der eigentliche Grund des Einschreitens gegen den Presbyter wäre nicht die Pseudonymität, sondern die in der betreffenden Schrift vorliegende Häresie. Aber davon steht kein

Wort bei Tertullian, und es läßt sich auch keine Häresie in den Acta Pauli nachweisen.<sup>1)</sup> Die Schrift ist von der vulgären Christentumsauffassung des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts durchtränkt. Der Verfasser hat zwar eine besondere Vorliebe für die Askese; das Wort Gottes ist ihm „das Wort von der Enthaltbarkeit und der Auferstehung“. Aber eine Neigung zur Askese kann nicht als Häresie gestempelt werden; und eines dogmatischen Irrtums kann der Verfasser nicht geziehen werden. Tertullian berichtet, daß der Presbyter, als ihm das Geständnis abgerungen wurde, behauptete, aus Liebe zu Paulus (amore Pauli) gehandelt zu haben; und Tertullian deutet mit keinem Wort an, daß man ihm das nicht geglaubt hätte. Und auch wir müssen, wenn wir die Acta Pauli lesen, dem Presbyter recht geben. Hier ist von Pseudonymität in einer herausfordernden Form gar nicht die Rede; eine den Paulus verherrlichende, recht unschuldige legendarische Dichtung liegt vor. Aber trotzdem wurde der Presbyter seines Amtes entsetzt; die christliche Gemeinde des zweiten Jahrhunderts hätte unmöglich ihre Beurteilung jeder literarischen Fälschung deutlicher an den Tag legen können. Mit Recht hat schon Harnack folgende, nicht immer genügend beachtete Worte ausgesprochen: „Der Zustand der ältesten Christenheit bis zum Anfang des zweiten Jahrhunderts war kein solcher, daß sich tendenziöse Unterschiebungen und literarische Fälschungen leicht einstellen konnten.“<sup>2)</sup> Nur muß im Hinblick auf den vorgeführten Fall hinzugefügt werden, daß man auch in der Mitte des zweiten Jahrhunderts noch auf seiner Hut war. Und schon der Umstand, daß man auf der Hut war, bezeugt deutlich, wie man eine literarische Fälschung moralisch beurteilte.

Diese Beurteilung der Pseudonymität von seiten der Gemeinde dürfen wir niemals aus den Augen verlieren, wenn wir jetzt ein psychologisches Verständnis der christlichen pseudonymen Schriftsteller erzielen wollen. Wir müssen uns immer darüber im klaren sein, daß ein Verfasser, der ein pseudonymes Buch in die Welt hinaus-

<sup>1)</sup> Tertullian: De baptismo 17, vgl. C. Schmidt: Acta Pauli,<sup>2</sup> 1915, S. 174: „Nach keiner Seite hin kann dem Verfasser eine Häresie nachgewiesen werden; deren ist er sicherlich auch von seiten des geistlichen Gerichts nicht geziehen worden.“

<sup>2)</sup> Harnack: Dogmengeschichte<sup>4</sup>, I, S. 373 A.

schidte, eines Verfahrens sich schuldig machte, das von seiner Umgebung als moralisch zweifelhaft — um einen milden Ausdruck zu benutzen — beurteilt wurde, und ferner, daß er sich dessen bewußt gewesen sein muß. Es muß uns also viel daran liegen, Gründe aufzudecken, die es uns erklären können, daß der Verfasser trotz allem die Pseudonymität bevorzugte, — um so mehr, als auf dem Gebiet der christlichen Literatur viele Literaturgattungen vorkommen, die dem Verfasser die Wahl der Pseudonymität nicht in demselben Maß nahelegen konnten, wie die Apokalypitik es tat. Ein Hinweis darauf, daß ein Mensch unter Umständen bewußt gegen die Moral seiner Zeit handelt, hat in diesem Zusammenhang selbstverständlich keine Bedeutung. Denn dies geschieht nur, wenn eine neue moralische Auffassung sich zum Kampf gegen eine alte erhebt. Davon kann ja in dieser Frage nicht die Rede sein. Wer hat sich jemals hervorgewagt, um für die moralische Berechtigung des pseudonymen Vorgehens offen einzutreten? Mir ist keine Stimme aus der alten Kirche bekannt, die es zu entschuldigen überhaupt bloß versucht hat. Es wäre nicht der geschichtlichen Wirklichkeit entsprechend, wenn wir jemals vergessen wollten, daß eine Persönlichkeit von religiösem und moralischem Wert einer Rechtfertigung des pseudonymen Vorgehens vor dem eigenen Gewissen immer dringend bedurfte.

Wir wollen jetzt erstens die verschiedenen Literaturgattungen ins Auge fassen, und wir werden erkennen, daß es bei einigen dieser Gattungen leichter, bei anderen schwieriger sein kann, die Psychologie der Pseudonymität zu enträtseln. Und zweitens wollen wir einzelne literarische Werke heranziehen, deren Pseudonymität nicht klar am Tage liegt, sondern umstritten ist. Es ist zu erwarten, daß die Schwierigkeiten beim Verstehen der Verfasserpersönlichkeit gerade in den letztgenannten Fällen sich häufen werden.

Während unsere Gedanken auf den Gebieten des Griechentums und des Judentums bei der apokalyptischen Literaturgattung sehr lange verweilen mußten, brauchen wir, wenn es um die Literatur des Urchristentums geht, nicht viele Worte auf diese Gattung zu verlieren. Zwar blüht auch hier ein apokalyptisches Schriftstellertum. Aber mit einer einzigen Ausnahme sind die christlichen Apokalypsen

ziemlich wertlos. Diese Ausnahme ist die neutestamentliche Johannes-Apokalypse. Und sie ist nicht pseudonym. Ob der Verfasser der Apostel sei oder ein anderer Johannes, können wir hier dahingestellt sein lassen. Jedenfalls will er nicht pseudonym sein. Er nennt seinen Namen und zeigt durch die Gemeindebriefe, daß er Leser vor Augen hat, die er genau kennt, und die ihn kennen. Von dieser Apokalypse abgesehen, gibt es keine einzige christliche apokalyptische Schrift, die sich irgendwie mit solchen Schriften wie dem vierten Buch Esra oder dem Buch Henoch vergleichen lassen. Daß derartige Menschen, die Bücher wie die Offenbarung des Petrus oder die Offenbarung des Paulus geschrieben haben, sich der Pseudonymität bedienen, stellt uns kein Problem. Hier finden wir keine Tiefen zu ergründen, weder in den Werken noch in den Seelen der Verfasser.

Von einer Propagandaliteratur wie der jüdischen finden wir nur sehr wenig Spuren. Einige von den jüdischen Werken werden benutzt und übernommen; die Sibyllinen werden christlich überarbeitet. Die Christen hatten aber kein Nationalgefühl, das zum Hervorbringen neuer Schriften dieser Art anregen konnte. Vielleicht läßt sich sagen, daß die Pilatusliteratur eine — doch jedenfalls recht ferne — Analogie darbietet. Eher kann man den Briefwechsel zwischen Paulus und Seneca heranziehen. Wenn der Verfasser dieses späten Machwerks Seneca die Briefe des Paulus bewundern und Paulus den Seneca als seinen hochverehrten Lehrer anreden läßt, ist seine Absicht nicht zu verkennen. Er will die Gebildeten seiner Zeit anregen, die Paulinischen Briefe zu lesen, und er will sie überzeugen, daß Paulus kein ungebildeter Barbar, sondern ein mit der philosophischen Weisheit vertrauter Mensch war. Kurz gesagt, er will unter den Gebildeten für das Christentum in ganz äußerlicher Weise Propaganda machen.<sup>1)</sup> Die Pseudonymität ist unter solchen Umständen notwendig, und wenn es um einen Verfasser geht, der sich vor einer Mission dieser Art nicht scheut, psychologisch leicht verständlich.

<sup>1)</sup> Anders beurteilt das Verhältnis S. Peter: Der Brief in der römischen Literatur, 1901, S. 176: „Als rhetorische Erzeugnisse der Schule gekennzeichnet schon durch den gleichen Umfang der Briefe eines Paares, ein Kunststück der Schule.“

Auffallend ist, daß wir innerhalb der christlichen pseudonymen Literatur einige Erzeugnisse finden, die uns an die Stilübungen in den Rhetorenschulen erinnern. Besonders gilt dies von dem sogenannten Laodicenerbrief (im Anschluß an die Erwähnung eines Briefes von Paulus an Laodicea, Kol. 4, 16, erdichtet). Es findet sich beinahe kein Wort in diesem Brief, das nicht von Paulus herrührt. Insofern ist alles in dem Brief Paulus — und doch eben gar nicht Paulus, sondern nur zusammengestoppelte Sätze von Paulus. Auch der unechte dritte Korintherbrief wird von C. Schmidt als „ein Meisterstück von Mosaikarbeit mit Hilfe der Paulinischen Briefe“ bezeichnet.<sup>1)</sup> Doch ist hier nicht die Absicht vorhanden, eine Stilübung zu schreiben, wie es möglicherweise bei dem Laodicenerbrief der Fall sein kann. Denn der dritte Korintherbrief steht nicht für sich allein, sondern ist der schon erwähnten Schrift Acta Pauli eingegliedert. Er ist also ein Teil einer den Paulus verherrlichenden Geschichtserzählung. Dies muß beachtet werden, weil wir später erkennen werden, daß pseudonyme Briefe in der alten Kirche sehr selten vorkommen. Einen Brief in eine Geschichtsdarstellung hineinzuflechten ist etwas anderes, als einen selbständigen Brief zu schreiben.

Eine bisher nicht erörterte Literaturgattung liegt vor, wenn wir uns an die vielen sogenannten Kirchenordnungen wenden. Bei allen diesen Schriften, von der Apostellehre und der apostolischen Kirchenordnung an bis zu den apostolischen Konstitutionen, stehen wir einer sehr gemilderten Form von Pseudonymität gegenüber. Hier wurde größtenteils nur geschrieben, was vorher eine mündliche Überlieferung war, an deren apostolischer Herkunft niemand zweifelte. Wenn wir die große Bedeutung und das hohe Ansehen der mündlichen Tradition in der alten Kirche bedenken, verstehen wir, daß wir die Entstehung dieser Kirchenordnung als eine Kodifikation der apostolischen Überlieferungen auffassen müssen. Man dachte in der Regel gar nicht daran, den Aposteln eigene Gedanken zu unterschreiben. Man hatte keine berechnende Nachahmung weder der Gedanken noch des Stils einer Verfasserpersönlichkeit nötig. Wenn

---

<sup>1)</sup> C. Schmidt: Acta Pauli<sup>2</sup>, S. 214.

eine spätere Zeit an die Abfassung durch die Apostel im buchstäblichen Sinne glaubte, können die ersten Verfasser nicht dafür verantwortlich gemacht werden. Auch daß hier von einer kollektiven Verfasserschaft die Rede ist — und zwar in zwiefacher Bedeutung, sowohl im Hinblick auf die Apostel als auf die Verfasser, die bei der Entstehung der Schriften mitgewirkt haben —, trägt dazu bei, die psychologischen Schwierigkeiten zu mildern.

Auch die vielen apokryphen Apostelgeschichten bieten keine Pseudonymität im strengsten Sinne dar. Sie enthalten erdichtete Erzählungen vom Leben der Apostel; sie sind aber nicht im Namen der Apostel geschrieben. Einige von diesen Schriften sind von häretischen Tendenzen geprägt; besonders gilt dies von den johanneischen Acta, die in gnostischen Kreisen ihren Ursprung hatten. Asketische Neigungen und verschiedene Lieblingsideen können in anderen dieser Schriften vorkommen. Aber die meisten sind typische Zeugnisse der vulgären Christentumsauffassung der ersten Jahrhunderte und haben als solche ihren geschichtlichen Wert. Aus ihnen können wir erfahren, wie die Gestalten Jesu und der Apostel uns überliefert worden wären, wenn Menschen die Möglichkeit gehabt hätten, sie ihren eigenen Idealen entsprechend, ohne von wahrer geschichtlicher Überlieferung gebunden zu sein, frei zu erdichten. Die Psychologie der Verfasser liegt klar am Tage. Der schon erwähnte Presbyter, der wegen seiner Abfassung der Acta Pauli seines Amtes entsetzt wurde, hat das Motiv in den zwei Worten charakterisiert: *amore Pauli*. Aus Liebe zu den Aposteln hat man die Apostel verherrlichen wollen. Zwar kann es uns vielleicht wundernehmen, daß die Schilderung des Aussehens Pauli — „ein kleiner Mann mit kahlem Kopf und gekrümmten Beinen, zusammengewachsenen Augenbrauen“ usw. — als eine Verherrlichung gemeint sein soll; aber der Verfasser fügt ja gleichzeitig hinzu: „Von edler Haltung und voll Freundlichkeit.“ Und zweifellos meinte er, die geistige Größe Pauli werde auf dem Hintergrund der Unansehnlichkeit seines Körpers um so herrlicher hervorleuchten.

Sowohl bei den Kirchenordnungen wie bei den apokryphen Apostelgeschichten haben wir gesehen, daß Pseudonymität im engen

Sinne dieses Wortes außerordentlich selten vorkam. Dasselbe werden wir beobachten können, wenn wir die apokryphe Evangelienliteratur ins Auge fassen. Weder das Hebräerevangelium noch das Agypterevangelium waren pseudonyme, sondern wie die synoptischen Evangelien anonyme Erzeugnisse. Dagegen ist das Petrus-evangelium im Namen des Petrus geschrieben; dies ist aus dem letzten Verse des kleinen, uns erhaltenen Bruchstücks deutlich erkennbar: „Ich aber, Simon Petrus, und mein Bruder Andreas“ usw. Das Evangelium schöpft aus unseren kanonischen Evangelien, erweitert aber und ändert hier und dort nach Gutdünken, — und zwar sind die Änderungen von bestimmten Tendenzen geprägt. Der Verfasser will für eine doketische Christusanschauung eintreten und wünscht außerdem, den Juden alle Schuld an der Verurteilung Jesu aufzubürden und dagegen Pilatus so viel als möglich von Schuld zu entlasten. Daß eine Tendenz deutlich vorhanden ist, erleichtert uns das Verständnis der Psychologie des Verfassers. Nach allem, was wir bisher dargelegt haben, wird ein pseudonymer Schriftsteller uns nur verständlich, wenn starke Gründe für das pseudonyme Vorgehen aufgedeckt werden können. Wir müssen in dem hier erörterten Fall das Verhältnis uns so vorstellen, daß der Verfasser von einem innigen Wunsch, für die Verbreitung seiner Sondermeinungen zu arbeiten, erfüllt war; er hat den Mut nicht gehabt, unter eigenem Namen für seine Anschauung zu kämpfen, oder hat jedenfalls gemeint, er selbst könnte dadurch nicht viel ausrichten; es wäre wirkungsvoller, wenn er dem großen Apostel seine Gedanken unterschieben würde. Das kleine Bruchstück, das wir von seinem Werk besitzen, gibt uns nicht den Eindruck einer hervorragenden, moralisch und religiös tief geprägten Persönlichkeit; daher empfinden wir in diesem Fall keine Schwierigkeit, wenn wir annehmen müssen, daß er sich dessen bewußt war, ein nicht ganz würdiges Mittel zur Erreichung seines Zwecks zu benutzen.

Ganz anders verhält es sich, wenn wir jetzt zum erstenmal eine Schrift heranziehen, deren Pseudonymität nicht sicher ist. Wir haben zweifellos die rechte Methode befolgt, wenn wir erst untersucht haben, wie die damalige literarische Welt das pseudonyme Verfahren beurteilte, und ferner an der Hand solcher Schriften,

deren pseudonyme Abfassung unbestritten ist, die Probleme des Verständnisses der Verfasserpersönlichkeiten angefaßt haben. Dann erst können wir hoffen, bei den Schriften, deren pseudonyme Abfassung nur möglich oder wahrscheinlich, aber nicht sicher ist, der Gefahr zu entgehen, daß wir der Hypothese der pseudonymen Abfassung vorschnell und ohne gründliche psychologische Erwägungen beistimmen.

Es wird besonders lehrreich sein, nach dem Petrus-evangelium das Johannesevangelium ins Auge zu fassen; — im ersten Fall ein Verfasser von kleinem Format, im zweiten eine Persönlichkeit von höchstem Werte. Wir werden an diesen zwei Fällen veranschaulichen können, wie im letzten Fall die psychologischen Schwierigkeiten des Verstehens der Pseudonymität sich häufen.

Es ist sehr auffallend, daß der Verfasser des Johannesevangeliums seinen Namen nicht nennt. In solchen Fällen spricht man sonst von Anonymität, nicht von Pseudonymität. Eine anonyme Pseudonymität ist etwas ganz Ungewöhnliches. Es liegt geradezu im Begriff der Pseudonymität, daß der Verfasser wünscht, den pseudonymen Namen hervorzuheben; er will eben nicht den Namen unter dem Schleier der Anonymität verbergen. Aber trotz des Fehlens des Namens liegt es in diesem Falle klar am Tage, unter welchem Namen der Verfasser schreibt. Wenn der Verfasser nicht derjenige ist, als welcher er sich kennzeichnet, muß man also trotz der scheinbaren Anonymität von einer realen Pseudonymität reden.

Es läßt sich nämlich kaum bezweifeln, daß der Verfasser sich als Augenzeugen kundgibt. Schon die bekannte Stelle Joh. 1, 14 ist entscheidend. Die Worte: „Wir sahen seine Herrlichkeit,“ können im Hinblick auf die unmittelbar vorausgehenden Worte: „Das Wort ward Fleisch,“ unmöglich von einem bloß geistigen Schauen verstanden werden. Es war eben das Fleisch (die *σάρξ*), das geschaut wurde. Auch ein Hinblick auf 1. Joh. 1, 1 macht dieses Verständnis notwendig. Die Worte „mit Händen betasten“ lassen sich nicht geistig ausdeuten; man kann von den Augen, nicht von den Händen des Geistes reden. Auch die feierlichen Worte Joh. 19, 35 können in natürlicher Weise nur erklärt werden, wenn der Verfasser selber der

erwähnte Augenzeuge ist; denn er bezeugt nicht nur das Zeugnis des betreffenden Augenzeugen, sondern das subjektive Wahrheitsbewußtsein des Augenzeugen, und das kann doch kein anderer als er selbst tun. Endlich haben schon die Männer, die hinter den in 21, 24 auftretenden Personen („wir“) sich verbergen, erkannt, daß der Verfasser des Evangeliums identisch mit dem mehrmals in dem Evangelium erwähnten Lieblingsjünger sein muß. Entweder beweisen die Schlußworte unzweideutig, daß andere schon vom ersten Anfang der Verbreitung des Evangeliums den Lieblingsjünger als den Verfasser angesehen haben, — oder das „wir“ ist von dem Verfasser selber erdichtet, um seine Pseudonymität den Lesern glaubhaft zu machen, welches ein beinahe unglaublich raffiniertes Vorgehen voraussetzen würde.

Wer der Lieblingsjünger auch sei, — der Apostel oder ein anderer Jünger — es scheint also sicher zu sein, daß der Verfasser sich als diesen Lieblingsjünger und also als einen Augenzeugen kundgibt; und insofern liegt, wenn er der Lieblingsjünger nicht ist, ein klarer Fall einer gewollten Pseudonymität vor.

Dann muß gefragt werden, ob die Verfasserpersönlichkeit, die durch das Evangelium uns entgegentritt, als pseudonymer Schriftsteller uns psychologisch vorstellbar werden kann. Die Frage nach dem Verfasser des Evangeliums ist fortwährend heiß umstritten. Bei der Untersuchung dieses Problems müssen auch psychologische Gesichtspunkte herangezogen werden, was leider nicht immer geschieht. Wenn es überhaupt möglich sein soll, sich vorzustellen, daß eine gewaltige Persönlichkeit wie der Verfasser des vierten Evangeliums — statt in seinem eigenen Namen das, was ihm am Herzen lag, zu sagen, was doch immer das natürlichste ist — die Pseudonymität bevorzugen konnte, müssen starke Motive nachgewiesen werden. Es muß dargetan werden, daß er solche Ziele gehabt hat, die er ohne die pseudonyme Form nicht erreichen konnte, und die für ihn so zwingend waren, daß alle Gewissensbedenken bei der Anwendung der Pseudonymität überwunden werden konnten.

Es wird aber nicht leicht sein, solche Zwecke aufzudecken. Man hat zwar gemeint, verschiedene, nicht stark hervortretende Tendenzen.

im Johannesevangelium nachweisen zu können. Aus diesen wird es aber kaum gelingen, nicht nur die Entstehung des Evangeliums, sondern auch die Pseudonymität zu erklären. Der einzige moderne Forscher, der sich ernstlich darum bemüht hat, einen weit reichenden und bedeutungsvollen Zweck, aus dem die Pseudonymität verständlich werden könnte, aufzudecken, ist Hans Windisch, der dem Verfasser des Evangeliums die Absicht zuschreibt, die synoptischen Evangelien ganz zu verdrängen.<sup>1)</sup> Die damals schon anerkannten Evangelien zu verdrängen, war ein kühnes Unternehmen, dessen Gelingen niemand erhoffen konnte, der in eigenem Namen auftrat. Die sehr auffallende Absicht, die drei ersten Evangelien verdrängen zu wollen, erklärt Windisch daraus, daß der Verfasser für eine neue Christusanschauung kämpfen wollte. Er will, heißt es, „dem sarkistischen Christus den Abschied geben“. Der Verfasser soll von „einem prophetischen Impuls“ getrieben sein; er lebt „in einer pneumatisch-kultischen Atmosphäre“. „Seine ständige Anschauung Christi und seine Gemeinschaft mit ihm geben ihm den Mut, der neuen Wahrheit eine geschichtliche Form zu geben.“ „Er hat die Kühnheit besessen, die Offenbarungen des durch den Geist zu ihm Sprechenden Christus in seine Beschreibung der geschichtlichen Erscheinung Jesu mit aufzunehmen.“

Es ist ein sehr interessanter Versuch, eine psychologische Erklärung darzubieten. Aber das Verständnis der Verfasserpersönlichkeit wird auf diesem Weg kaum erreicht werden können. Nur beiläufig soll daran erinnert werden, daß keine Zeitgenossen die Verdrängungsabsicht aus dem Evangelium herausgelesen haben, was uns nicht wundernehmen kann, weil diese Absicht jedenfalls nicht deutlich ausgesprochen ist. Das Evangelium wurde friedlich neben den synoptischen Evangelien gebraucht. Schon dadurch wird der Verdacht erweckt, daß eine Verdrängungsabsicht mit Unrecht von Windisch in das Evangelium hineininterpretiert wird. Aber die Hauptsache ist, daß gegen das von Windisch entworfene Bild der Verfasserpersönlichkeit starke psychologische Bedenken sich erheben. Der Verfasser soll eine prophetische Persönlichkeit sein, die von dem

---

<sup>1)</sup> H. Windisch: Johannes und die Synoptiker, 1926.

Geist dazu getrieben wurde, aus anderswoher ihm nahegebrachten religiösen Ideen ein ganz neues Christusbild zu schaffen. Aber ein Prophet oder ein Pneumatiker, der aus seinen Reflexionen oder Visionen Geschichte macht, und der eine selbstgeschaffene Idealgestalt als geschichtliche Wirklichkeit mit starker Betonung eben der  $\sigma\acute{\alpha}\rho\acute{\kappa}$ , der Wirklichkeit im Fleisch, anbetet, ist psychologisch kaum vorstellbar. Und ganz besonders steht das sehr auffallende, aber deutlich hervortretende Interesse des Evangelisten an vielen recht unbedeutenden geschichtlichen Einzelheiten in entschiedenem Widerstreit mit dem uns von Windisch gezeichneten Bild des Verfassers. Wird ein Pneumatiker an solchen Fragen Interesse haben können, ob Christus am vierzehnten oder fünfzehnten Nisan gestorben sei, ob Bethsaida oder Kapernaum die Stadt des Andreas und Petrus sei, oder ob bestimmte Worte Jesu gerade beim Gotteskasten im Tempel gesprochen wurden? Hierzu kommt ferner, daß der Evangelist bekanntlich wiederholt einen sehr starken Nachdruck auf den Begriff des Zeugnisses legt (*μαρτυρία*). Und ein idealer Zeuge ist ihm ein solcher, der mit Treue zeugt, was er selbst gesehen und erlebt hat. In unmißverständlichen Worten ist dies uns gesagt. Jesus sagt den Aposteln: „Ihr werdet auch zeugen; denn ihr seid von Anfang bei mir gewesen“ (Joh. 15, 27). Hier werden als Voraussetzungen des Zeugnisses nicht tiefe religiöse Erlebnisse und Reflexionen über das Erlebte genannt, sondern nur, daß die Schüler von Anfang an mit dem sarkischen Christus gewandert sind und dadurch befähigt wurden, erlebte Geschichte schlicht und einfach zu erzählen. Es wird kaum psychologisch vorstellbar sein, daß ein Verfasser, der solche nüchternen Vorstellungen von einem Zeugen und von der Wahrhaftigkeit hat, zu gleicher Zeit nicht nur in einer sonderbaren Weise aus eigenen Ideen und Vorstellungen Geschichte macht, sondern noch dazu mit klarem Bewußtsein sich dazu entschließt, unter der Hülle der Pseudonymität aufzutreten. Und es wäre ihm ja gar nicht unmöglich gewesen, für seine neue Christusanschauung ohne Anwendung der Pseudonymität zu kämpfen. Auch Paulus hat ja im Vergleich mit den drei ersten Evangelien gewissermaßen eine neue Christusanschauung. Aber es wäre doch undenkbar, daß Paulus, um seinen christologischen Gedanken An-

erkenntnis zu verschaffen, sich der Pseudonymität hätte bedienen können.

Daß auch psychologische Schwierigkeiten vorhanden sind, wenn wir uns den Evangelisten als einen Augenzeugen vorstellen, muß zugegeben werden. Der Raum verbietet uns, hier näher auf diese Schwierigkeiten einzugehen.<sup>1)</sup> Daß das Verständnis nicht leicht zustande kommt, kann uns nicht wundernehmen. Um das Verständnis einer großen Persönlichkeit muß immer gerungen werden. Nur scheint es mir, daß wir in diesem Fall durch die Annahme der Pseudonymität uns den Weg zum Verständnis ganz versperren.

Wenn wir uns jetzt an die letzte, hier zu erörternde Literaturgattung, die Briefliteratur, wenden, und wenn auch auf diesem Gebiet die Frage nach der Möglichkeit einer vorliegenden Pseudonymität in manchen Fällen erhoben werden muß, werden wir mit mindestens ebenso großen psychologischen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Was die Briefliteratur im allgemeinen betrifft, muß schon der große Umfang der Briefliteratur innerhalb der christlichen Kirche uns in die Augen springen. Ferner fällt es auf, daß die neuen Verhältnisse eine neue Entwicklung der Form der Briefe hervorgerufen haben. Besonders sind die Gemeindebriefe etwas Neues. Wie sie einfach aus den praktischen Bedürfnissen entstanden sind, erkennen wir teils an den Paulinischen Briefen, teils an dem Brief der Gemeinde in Jerusalem an die Gemeinden in Antiochia, Syrien und Kilikien (Acta 15, 23f.). Im Hinblick auf die Unterscheidung zwischen dem wirklichen Brief und der Epistel, die Deißmann in so feiner Weise geltend gemacht hat,<sup>2)</sup> muß hier festgestellt werden, daß auch solche Briefe, die an mehrere Gemeinden gerichtet sind und daher einen ziemlich großen Leserkreis voraussetzen, trotzdem nicht als Epistel oder Literaturbriefe aufzufassen sind; sie sind der Not des Augenblickes entsprungen und sind daher wirkliche Briefe. Eine notwendige Folge der von Paulus

---

<sup>1)</sup> Ich muß hier auf meine Abhandlung: „Die Psychologie des vierten Evangelisten“ in Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft, 1931, S. 124—144, hinweisen.

<sup>2)</sup> Schon in „Bibelstudien“, 1895; später in seiner bekannten Schrift „Nicht vom Osten“, vgl. schon Schleiermacher: Hermeneutik, S. 234, 236ff., vgl. 178 ff.

angewandten Missionsmethode war, daß die ersten Christengemeinden weit voneinander wohnten. Gleichzeitig waren sie von einem starken Drang nach Einheit und Gemeinschaft erfüllt, der sowohl in einem inneren Bedürfnis der einzelnen Christen als in der gemeinsamen äußeren Not tief verwurzelt war. Um dies Bedürfnis nach Gemeinschaft zu befriedigen, mußte das Brieffschreiben ein nahe liegendes und unschätzbbares Mittel sein. Wir beobachten ferner, daß man in den ersten Jahrhunderten oft sogar Briefsammlungen zu schaffen suchte.<sup>1)</sup>

Wenn wir diese rege Entwicklung der Briefliteratur und gleichzeitig die früher erwähnte große Häufigkeit des pseudonymen Briefes im Altertum bedenken, ist es sehr auffallend, daß innerhalb der christlichen Kirche pseudonyme Briefe sehr selten vorkommen. Wir haben schon den Laodicener-Brief erwähnt, weil er als eine bloße Stilübung anzusehen war. Wir haben auch im Vorübergehen den sogenannten dritten Brief an die Korinther besprochen, weil er nicht direkt als pseudonymer Brief gekennzeichnet werden kann; der Brief ist ein Teil einer legendarischen Geschichte Pauli. Den Briefwechsel zwischen Paulus und Seneca haben wir als christliche Propagandaliteratur herangezogen. Den Briefwechsel zwischen Jesus und Abgar von Edessa, wie auch den Brief des Pilatus an Liberius, können wir vielleicht derselben Kategorie einreihen. Wenn wir jetzt hinzufügen, daß wir aus Muratoris Kanon erfahren, daß ein Paulinischer Alexandrinerbrief existiert hat, und ferner an die pseudoclementinischen Briefe erinnern, wird wohl kaum mehr zu nennen sein. Denn wenn ein Brief nicht von dem Verfasser selber mit einem falschen Namen versehen worden ist, sondern erst in der Überlieferung unter einen falschen Namen geraten ist (z. B. Barnabas, zweiter Clemensbrief), liegt Pseudonymität im eigentlichen Sinne überhaupt nicht vor. Alle solchen Fälle müssen ausgeschieden werden.

Von diesen wenigen Fällen abgesehen, liegt es so, daß wir uns, wenn wir nach pseudonymen christlichen Briefen der ersten

---

<sup>1)</sup> Harnack: Die Briefsammlung des Apostels Paulus und die anderen vor-konstantinischen christlichen Briefsammlungen, 1926.

Jahrhunderte suchen, an die neutestamentlichen Briefe wenden müssen, deren Pseudonymität umstritten ist. Jedenfalls wird es also nicht erlaubt sein, die Pseudonymität eines neutestamentlichen Briefes durch einen Hinweis auf die häufige Anwendung der pseudonymen Form innerhalb der christlichen Briefliteratur zu begründen. Daß viele pseudonyme Briefe verlorengegangen sind, ist natürlich eine Möglichkeit; aber dann werden sie wohl auch recht wertlos gewesen sein.

Wenn wir jetzt die psychologischen Schwierigkeiten erwägen müssen, die bei der Annahme der Pseudonymität einiger Verdacht erregenden, neutestamentlichen Briefe sich einstellen, werden wir im voraus feststellen können, daß es selbstverständlich leichter ist, sich vorzustellen, daß ein Brief, der sehr allgemeinen Inhalts und an einen großen, weit verbreiteten Leserkreis gerichtet ist, von einem pseudonymen Verfasser herrühre, als wenn es sich um einen Brief handelt, der an eine bestimmte Gemeinde oder gar an eine einzelne Person sich wendet. Doch muß auch in dem erstgenannten Fall bedacht werden, was besonders Ramsay hervorgehoben hat, daß ein sehr reger Verkehr zwischen den christlichen Gemeinden wegen der erstaunlichen Erleichterung des Reiseverkehrs in den ersten Jahrhunderten nicht nur ermöglicht wurde, sondern tatsächlich stattfand.<sup>1)</sup> Schon aus den Paulinischen Briefen bekommt man den Eindruck, daß Mitglieder der christlichen Gemeinden sich sehr oft auf Reisen begaben und dann auch Briefe mit sich führten. Wenn Deißmann sagt,<sup>2)</sup> daß wenn der erste Petrusbrief als wirklicher Brief gemeint wäre, so hätte sein Verfasser oder dessen Beauftragter manches Jahr seines Lebens darauf verwenden müssen, um in dem ungeheuren Länderkomplexe den Brief überhaupt bestellen zu können, dann ist dies im Lichte der damaligen Verkehrsverhältnisse nicht unbedingt überzeugend. Man darf daher nicht aus dem Umstand, daß ein Brief an viele weit voneinander wohnende Gemeinden gerichtet ist, vorschnell den Schluß ziehen, daß der Brief im Verdacht der Pseudonymität stehen müsse.

---

<sup>1)</sup> Siehe Ramsay in Hastings Dictionary of the Bible, Vol. V. (Extra-Volume) S. 400ff. (Art. Roads and Travel).

<sup>2)</sup> Deißmann: Bibelftudien, S. 244.

Selbstverständlich ist es auffallend, wenn der Judasbrief ganz unbestimmt „an die Berufenen, die da geheiligt sind in Gott, dem Vater, und bewahret in Jesus Christus“ gerichtet ist. Man kommt nicht um die Frage herum, ob man hier nicht einem Literaturbrief, einer Epistel, gegenübersteht, und noch dazu einem pseudonymen Brief. Kann es ein wirklicher und ein echter Brief sein, wenn der Verfasser scheinbar die ganze Christenheit vor Augen hat? Andererseits wird man, wenn man einen pseudonymen Verfasser des Judasbriefs sich vorzustellen sucht, sofort erkennen, daß dies auch nicht leicht ist. Besonders erscheint es ganz unerklärlich, warum der Verfasser den Namen des Judas und nicht einen bekannten Apostelnamen gewählt hat. Auch der Zweck der Erdichtung liegt nicht klar am Tage. Wenn der Brief in einer späten Zeit geschrieben wäre, hätte der Verfasser aus der schon vorhandenen neutestamentlichen Literatur brauchbare Waffen gegen die von ihm bekämpften Irrlehrer sich verschaffen können. Daher ziehen es auch die meisten Forscher vor, den kleinen Brief als echt zu betrachten. Die Frage ist ja nicht von großer Bedeutung, weil der Brief keinen reichen Inhalt hat. Aber letzten Endes mag es schwieriger sein, sich den Verfasser als einen Pseudonymen psychologisch vorstellbar zu machen, als den Brief und den Verfasser unter Voraussetzung der Echtheit des Briefes zu verstehen. Man müßte sich dann vorstellen, daß die Adresse des Briefes unvollständig ist, und daß der Leserkreis, den der Verfasser vor Augen hat, einfach vom Verfasser demjenigen, der mit der Bestellung des Briefes beauftragt wurde, deutlich gemacht wurde. In diesem Fall werden wir durch den Judasbrief gewarnt, einen Brief sofort als verdächtig anzusehen, weil ein sehr unbestimmt gekennzeichnete Leserkreis in der Adresse angegeben ist.

Bekanntlich hat der Verfasser des zweiten Petrusbriefes beinahe den ganzen Judasbrief seinem Briefe einverleibt und wird schon dadurch der Pseudonymität verdächtig. Die Leser sind ganz allgemein als solche bezeichnet, „die denselben teuren Glauben haben“. Es wäre sehr leicht, viele andere Gründe für die Unechtheit anzuführen. Hier geht es aber um die Psychologie des Verfassers. Und jedenfalls muß es zugegeben werden, daß die Psychologie des

Verfassers uns auch nicht durchsichtig wird, wenn wir die Pseudonymität des Briefes annehmen. Die Erdichtung eines pseudonymen Verfassers wird gewöhnlich, wenn es möglich ist, an vorhandene echte Literatur eng angeknüpft. Es bleibt daher rätselhaft, daß der Verfasser 3, 1 ff. auf einen früheren Brief hinweist, ohne daß dieser Hinweis mit unsrem ersten Petrusbrief stimmt. Es muß uns auch wundernehmen, daß der Verfasser 3, 15 auf eine Äußerung des Paulus hindeutet, die aus den uns erhaltenen Paulinischen Briefen nicht zu belegen ist. Wenn er hier einen verlorengegangenen Brief von Paulus vor Augen hat, wäre es entschieden leichter, sich zu denken, daß der Brief aus einer frühen Zeit herrührte, weil die nicht erhaltenen Paulinischen Briefe doch wohl ziemlich schnell verlorengegangen sein müssen. Hierzu kommt, daß eine stark hervortretende Tendenz, die den Verfasser zur Anwendung der Pseudonymität treiben könnte, nicht nachweisbar ist. Doch scheint dem Verfasser viel daran zu liegen, den Lesern die Verzögerung der Wiederkunft des Herrn verständlich zu machen. Jedenfalls ist wohl die Annahme der Pseudonymität am wahrscheinlichsten, besonders im Hinblick auf die wiederholte Hervorhebung der Persönlichkeit des Apostels, nicht nur im Eingang, sondern auch später im Briefe. Aber wir müssen gestehen, daß wir weder unter Voraussetzung der Echtheit, noch unter Voraussetzung der Unechtheit des Briefes zu einem befriedigenden Verständnis der Verfasserpersönlichkeit vorzudringen vermögen.

Dagegen wird die Psychologie des Verfassers, wenn es um den ersten Petrusbrief geht, bei der Annahme der Echtheit des Briefes viel leichter verständlich. Daß viele ernste Schwierigkeiten mit dieser Annahme verknüpft sind, soll nicht geleugnet werden. Wir können aber die ganze Frage nach der Echtheit hier nicht aufrollen. Wir müssen uns auf die psychologischen Gesichtspunkte beschränken, und die Psychologie des Verfassers wird beinahe unverständlich, wenn er als ein pseudonymer Schriftsteller vorgestellt werden soll. Es ist ganz unmöglich, einen Zweck nachzuweisen, der den Verfasser irgendwie dazu veranlassen konnte, sich der Pseudonymität zu bedienen. In dem zweiten Petrusbrief kann doch, wie schon erwähnt, ein Zweck geahnt werden; aber in dem ersten Brief ist es unmöglich,

eine Tendenz auch nur zu ahnen. Der Brief enthält ja eine Reihe von schönen und tiefen Ermahnungen, die sich alle um den Leitgedanken sammeln, die Leser sollen sich in ihren Leiden an Christi Leiden und an der den Christen geschenkten herrlichen Hoffnung stärken. Und zwar ist es keine Predigt über das Leidensproblem im allgemeinen. Das eigentliche Martyrium wird gar nicht berücksichtigt. Trotz der Unbestimmtheit der Adresse werden deutlich bestimmte Verhältnisse vorausgesetzt. Der Verfasser muß ganz konkrete Leidensverhältnisse vor Augen haben und zielt darauf hin, die mit diesen bestimmten Leiden kämpfenden Leser zu trösten. Warum in aller Welt hätte er solche Trostreden unter den Namen des Petrus stellen sollen? Auf apostolische Autorität kam es ja hier gar nicht an. Die Wirkungsmöglichkeit einer solchen Mahnungs- und Trostrede mußte ja vielmehr hauptsächlich auf den persönlichen Beziehungen zwischen dem Verfasser und den Lesern beruhen. Und wenn trotzdem ein Verfasser sich dazu entschlossen hätte, solche ganz tendenzlosen praktischen Ermahnungen dem Petrus zu unterschieben, warum sollte er dann den Petrus an kleinasiatische Leser schreiben lassen? Nach allem, was man sonst von Petrus wußte, wäre dies doch ganz sonderbar. Und warum hätte er eine Beziehung zwischen Petrus und Silas und Markus erdichten sollen? Heutzutage wird doch wohl niemand behaupten, daß hinter den kurzen beiläufigen Äußerungen über Markus und Silas eine schlaue Berechnung vorliege, nämlich die Absicht, einen Gegensatz zwischen Paulus und Petrus auszugleichen. Das von der Tübinger Schule konstruierte Geschichtsbild war diesem Verfasser wohl nicht bekannt! Schon Harnack hat die Unmöglichkeit der Annahme der Pseudonymität in dem vorliegenden Falle erkannt. Unglaublich kommt es ihm vor, daß ein Verfasser von solcher geistigen Kraft, Fülle und Tiefe seine schlichten Ermahnungen unter einem falschen Namen hätte herausgeben wollen. Noch unglaublicher ist es ihm, daß der Verfasser solche Unwahrhaftigkeiten wie „ich schreibe durch Silvanus“ und „Markus, mein Sohn“ hätte hineinflechten wollen. Harnack betont das Wort: „Unwahrhaftigkeiten“, denn, sagt er, „in dem Ensemble, in welchem diese Worte stehen, in einem simplen Brief, kaum ein Menschenalter nach dem Tode des vermeintlichen

Verfassers geschrieben, sind sie Unwahrhaftigkeiten im 19. Jahrhundert, und nach meiner Kenntnis des Altertums auch im ersten Jahrhundert“.<sup>1)</sup> Dieses gesunde geschichtliche Urteil von Harnack ist leider nicht immer genügend beachtet worden. Trotzdem zweifelt Harnack an der Abfassung des ersten Petrusbriefs durch Petrus. Er versucht dann den Ausweg, die Anfangs- und Schlusssätze des Briefes seien ein späterer Zusatz. Aber auch dann kommen wir in unüberwindliche Schwierigkeiten hinein. Erstens hat die Vermutung einer späteren Hinzufügung der betreffenden Worte gar keinen Anhalt in der Textüberlieferung. Die Hinzufügung muß also jedenfalls sofort, ehe das Schriftstück verbreitet wurde, stattgefunden haben. Und zweitens kommen wir ja über die entscheidenden Schwierigkeiten durch diese Vermutung nicht hinweg. Es bleibt unverständlich, daß jemand darauf kommen konnte, eine Schrift, die als paulinisch angehaucht erscheinen mußte, eben unter den Namen des Petrus zu stellen und ferner den Petrus an kleinasiatische Leser schreiben zu lassen und ihn in Beziehung zu Silvanus und Markus zu setzen. Hierzu kommt, daß in dem ersten Petrusbrief die Anfangs- und Schlusssätze kein bloßer Briefeingang und Briefschluß sind. Sie stehen in innerer Verbindung mit dem ganzen Inhalt des Briefes. Auf den in der Überschrift betonten Gedanken, daß die Leser Fremdlinge in dieser Welt sind, wird ja bekanntlich wiederholt später im Briefe angespielt. Und im Schluß 5, 12 klingt der Grundgedanke des ganzen Briefes nochmals an. Es war daher zu erwarten, was auch eingetroffen ist, daß nur wenige Forscher dieser Vermutung zugestimmt haben. Harnack hat dies vielleicht im voraus geahnt. Jedenfalls sagt er zuletzt: „Sollte die hier vortragene Hypothese unrichtig sein, so würde ich mich leichter entschließen können, das Unwahrscheinliche für möglich zu halten und den Brief dem Petrus selbst zu vindizieren, als daran zu glauben, ein Pseudopetrus habe unser Schriftstück, so wie es vorliegt, vom ersten bis zum letzten Verse bald nach 90 oder gar ein bis drei Decennien früher niedergeschrieben.“ Ich zitiere diese Worte vollständig, weil hier endlich einmal den psychologischen Gesichtspunkten, über die man

---

<sup>1)</sup> Harnack: Geschichte der altchristlichen Literatur, II, 1, S. 456ff.

in der Diskussion über die Pseudonymität gar zu oft leicht hinweggleitet, ihr Recht gegeben wird. Wie schon gesagt, sind auch mit der Annahme der Echtheit des Briefes große Schwierigkeiten verbunden. Besonders die Verwandtschaft mit dem Jakobusbrief, dem Römerbrief und dem Epheserbrief ist auffallend. Aber wenn wir mit Sicherheit wissen, daß Petrus öfters und längere Zeit mit Jakobus und Paulus zusammengewesen ist und also auch Gelegenheit gehabt hat, Predigten des Jakobus und des Paulus anzuhören, und wenn es wohl wahrscheinlich ist, daß in der ältesten christlichen Predigt stereotype Züge vorkommen konnten, besonders was die benutzten alttestamentlichen Zitate betrifft, so wird es schließlich leichter, die Verwandtschaft mit den genannten Briefen aus persönlicher Beeinflussung des Paulus und Jakobus und aus Einwirkung der in der ältesten christlichen Predigt immer vorgetragenen alttestamentlichen Zitate zu erklären, als die psychologischen Ungeheuerlichkeiten, die mit der Annahme der Pseudonymität verknüpft sind, hinzunehmen.

Vor einigen Jahren erschien ein Buch mit dem Titel: „Das Rätsel des Jakobusbriefes.“<sup>1)</sup> Der Titel bezeugt, daß der Jakobusbrief noch immer als ein Rätsel empfunden wird. Auch hier muß gefragt werden, ob psychologische Erwägungen zur Aufklärung des Problems beitragen können. Die Adresse des Briefes ist sehr unbestimmt; der Verfasser schreibt an die zwölf Stämme in der Zerstreuung. Kein Brieffschluß ist vorhanden. Der Inhalt besteht größtenteils aus allgemeinen ethischen Ermahnungen. Andererseits scheint der Verfasser doch konkrete und eigenartige Verhältnisse vor Augen zu haben. Sehr auffallend ist es, wenn die Mitglieder der christlichen Gemeinde mit Menschen, die den Namen, der über sie gesprochen wurde, geradezu lästern, in derselben Synagoge sich versammeln. Deutet dies auf eine sehr frühe Zeit hin, da einige Judenchristen sich noch nicht ganz von der Synagoge getrennt hatten? Wir finden ja in dem Brief auch andere altertümliche Züge, die eine frühe Entstehung wahrscheinlich machen könnten, z. B. die Salbung der Kranken mit Öl und die Erwartung der nahen Wiederkunft des Herrn. — Auffallend ist es ferner, daß der

---

<sup>1)</sup> A. Meyer: Das Rätsel des Jakobusbriefes, 1930.

Verfasser jedenfalls scheinbar gegen eine bestimmte Äußerung von Paulus polemisiert. Aus alledem ein klares Bild der Verhältnisse der Leser und ein greifbares psychologisches Bild des Verfassers zu erhalten, ist außerordentlich schwierig, sei es, daß wir die Echtheit oder die Unechtheit des Briefes annehmen. Wenn der Brief als pseudonym angesehen werden soll, müssen wir nach einer Tendenz fragen, die uns die Pseudonymität erklärlich machen kann. Der Brief scheint aber tendenzlos zu sein; jedenfalls ist es nur möglich, auf eine einzige Tendenz hinzuweisen, nämlich auf die Absicht, die Rechtfertigungslehre des Paulus oder vielmehr ein Mißverständnis dieser Lehre zu bekämpfen. Es ist aber nicht leicht, uns einen Verfasser vorzustellen, der im zweiten Jahrhundert den Paulus offen bekämpfen wollte. Erstens war die paulinische Rechtfertigungslehre beinahe überall in der Kirche schon damals abgeschwächt worden; und daß ein übertreibendes Mißverständnis vorkommen sollte, das eine Bekämpfung erforderte, ist daher wenig wahrscheinlich. Zweitens ist es schwer verständlich, daß ein Verfasser, um diesen Zweck zu erreichen, der Pseudonymität sich bedienen wollte, da er doch sehr leicht aus den Paulinischen Briefen eine solche falsche Auffassung der Rechtfertigung hätte widerlegen können. Und wenn er die Pseudonymität anwenden wollte, versteht man auch die Wahl des Namens nicht. In der Großkirche des zweiten Jahrhunderts wurde dem Jakobus in der Regel keine besondere Verehrung entgegengebracht. Durch einen apostolischen Namen hätte der Verfasser eher hoffen können, die Anerkennung seiner Gedanken zu erreichen. Aus der Geschichte des Kanons erfahren wir, daß der Name des Jakobus die Anerkennung des Briefes erschwerte. — Nur in den viel späteren Kreisen der pseudoklementinischen Literatur tritt uns eine direkte Bekämpfung des Paulus entgegen; in diesen Kreisen kann unser Brief aber unmöglich seinen Ursprung haben. Die psychologischen Erwägungen sind also der Annahme der Pseudonymität sehr ungünstig. Von dem psychologischen Gesichtspunkt aus wird das Verständnis des Verfassers uns bedeutend erleichtert, wenn wir die Echtheit annehmen dürfen. Was sonst für oder gegen die Echtheit vorgetragen werden kann, lassen wir in diesem Zusammenhang auf sich beruhen. Wir beschränken uns ja hier ständig

auf die psychologischen Erwägungen. Und, wie gesagt, dann wird man die Annahme der Echtheit bevorzugen müssen. Wir können uns dann entweder die Sache so denken, daß die paulinische Verkündigung schon früh hier und dort mißverstanden worden ist, und daß Jakobus die judenchristlichen Gemeinden in Palästina und Syrien vor dem Mißverständnis hat warnen wollen, oder daß Jakobus die paulinische Verkündigung überhaupt nicht vor Augen hat; wie die alten Propheten das falsche Vertrauen auf den Wert des äußeren Kultus an sich immer scharf rügten, warnt er vielmehr jetzt eindringlich die Judenchristen vor einem leichtsinnigen Sichverlassen auf einen Glauben ohne Werke. Denn das alte Problem vom Verhältnis zwischen dem Opfertkultus und dem sittlichen Leben mußte ja innerhalb der Synagoge und des Christentums sich als ein Problem vom Verhältnis zwischen dem Glauben und den Werken neu gestalten. Im praktischen Leben mußte daher das Bedürfnis nach einem Kampf gegen einen toten Glauben sich oft geltend machen — ganz unabhängig von der paulinischen Problemstellung. Auch unter den Worten Jesu in unsren Evangelien finden wir ja viele ernste Warnungen gegen die gefährliche Selbsttäuschung, daß man durch einen äußeren Anschluß an den Herrn das ewige Heil sich sichern könnte. Die Anrede „Herr, Herr“ erhält von dem Herrn die Antwort: „Ich habe euch niemals gekannt.“ Die Worte des Jakobus sind eigentlich nur eine breitere Ausführung dieses Wortes des Herrn, — wie sein Brief sehr oft an andere Worte der Bergpredigt anknüpft.<sup>1)</sup> — Sei es nun, daß die zweite Hälfte des

---

<sup>1)</sup> Über die enge Beziehung des Jakobusbriefes zu den Worten Jesu in unsren Evangelien sagt Schlatter: „Große Partien des Jakobusbriefes könnten ohne Wandlung im Stil bei Matthäus oder Lukas stehen und Sprüche Jesu sein.“ — Röm. 2, 17ff. beweist, daß auch Paulus Juden kannte, die auf einen Glauben ohne Werke sich verließen. — Über das Problem „Glaube — Werke“ innerhalb des Spätjudentums siehe Straß-Billerbeck: Kommentar zum Neuen Test. III, S. 187—201; P. Volz: Jüdische Eschatologie, 1903, S. 317f.; J. Köberle: Sünde und Gnade im religiösen Leben des Volkes Israel, 1905, S. 659f. — Arnold Meyer hat das Verdienst, mit einer ausführlichen Begründung für die Möglichkeit eingetreten zu sein, daß der Verfasser des Jakobusbriefes in Kap. 2 den Paulus gar nicht vor Augen habe, sondern aus einer jüdischen Problemstellung heraus zu verstehen sei (Das Rätsel des Jakobusbriefes, S. 86—108 und 123 ff.).

zweiten Kapitels des Briefes polemisch gegen ein früh aufgekommenes Mißverständnis der paulinischen Verkündigung gerichtet ist; — sei es, daß die dortigen Ausführungen eine bloße Warnung sind gegen die sich überall leicht einstellende Versuchung, sich mit einem toten Glauben zu begnügen, — in beiden Fällen werden wir den Jakobus als Verfasser annehmen können, ohne daß psychologische Schwierigkeiten uns den Weg zum Verständnis des Briefes versperren, während wir bei der Annahme der Pseudonymität kaum ein psychologisch greifbares Bild der Verfasserpersönlichkeit gewinnen können.

Ein Eingehen auf die Johanneischen Briefe ist wegen ihrer engen Verwandtschaft mit dem Evangelium in diesem Zusammenhang nicht erforderlich. Und der Hebräerbrief ist ein anonymes, kein pseudonymes Brief. Aber unter den Paulinischen Briefen sind ja viele vorhanden, deren Pseudonymität oft behauptet wird. Hier müssen wir im voraus darauf die Aufmerksamkeit lenken, daß es etwas ganz anderes war, unter dem Namen eines Paulus zu schreiben, als unter dem Namen eines Jakobus, eines Judas und eines Petrus. Da der Verfasser des zweiten Petrusbriefes kaum den ersten Petrusbrief gekannt hat, waren in allen den bisher erörterten Fällen keine literarischen Erzeugnisse der betreffenden Persönlichkeiten vorhanden, die nachgeahmt werden mußten. Und ihre Lebensgeschichte lag daher nicht klar am Tage. Es ist wohl unbestreitbar, daß ein pseudonymer Schriftsteller, der einen Namen wählte, über welchen ein geschichtliches Halbdunkel ausgebreitet war, eher hoffen konnte, der Gefahr einer Entschleierung seines Unternehmens zu entgehen, als wenn er unter einem Namen schrieb, dessen Inhaber eine Persönlichkeit war, deren ganze Psyche sowohl durch vorhandene Werke als durch geschichtliche Berichte allgemein bekannt war. Nicht lange Zeit nach dem Tode einer solchen Persönlichkeit unter ihrem Namen aufzutreten, setzt eine große Kühnheit voraus. Auch ein zielbewusstes Streben nach genauer Nachahmung wäre in einem solchen Fall erforderlich; und daraus folgt, daß ein großes Maß von Berechnung notwendigerweise in das pseudonyme Vorgehen hineinkommt, wodurch das psychologische Verständnis des pseudonymen Verfassers unbedingt erschwert wird. Es müssen sehr starke

Tendenzen oder Motive nachgewiesen werden können, wenn es auch nur einigermaßen verständlich werden soll, daß ein Verfasser sich an ein solches Unternehmen heranwagt. Man darf dieses nicht durch das Gerede von der häufigen Anwendung der Pseudonymität im Altertum verschleiern. Denn diese Art der Pseudonymität war jedenfalls etwas sehr Ungewöhnliches.

Es ist hier nicht erforderlich, auf alle diejenigen Paulinischen Briefe einzugehen, deren Echtheit angezweifelt worden ist. Es wird genügen, an einem Beispiel die psychologischen Erwägungen zu veranschaulichen, die bei der Annahme der Pseudonymität wachgerufen werden müssen. Am besten geeignet, hier als Beispiel herangezogen zu werden, sind ohne Zweifel die Pastoralbriefe.

Es ist sehr verständlich, daß in den Anfängen der historischen Kritik eben diese Briefe am meisten angezweifelt werden mußten. Solange man fest überzeugt war, daß die in den Briefen bekämpfte Irrlehre erst in dem zweiten Jahrhundert aufgekomen war, und daß die in den Briefen vorausgesetzten Gemeindezustände einer viel späteren Zeit als der apostolischen angehörten, — solange man ferner meinte, daß die Sprache und der Stil die paulinische Abfassung unmöglich machten, war es ganz natürlich, daß die Echtheit dieser Briefe bestritten wurde. Aber bekanntlich liegt die Sache jetzt so, daß auch die Bestreiter der Echtheit unumwunden erklären: „Die antikekerischen Sätze der Pastoralbriefe scheiden als Beweismittel für die Echtheitsfrage aus,“<sup>1)</sup> weil die bekämpfte Irrlehre sehr wohl schon in der spätapostolischen Zeit vorhanden gewesen sein kann. Weiter gibt man zu, nicht nur daß die organisatorischen Verhältnisse in den Gemeinden einer viel früheren Zeit als derjenigen der Ignatiusbriefe angehören müssen, sondern auch, daß sie innerhalb der Lebenszeit des Paulus denkbar sind. Und auch was die Sprache und den Stil betrifft, redet man viel vorsichtiger als früher.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> M. Dibelius: Die Pastoralbriefe<sup>2</sup>, 1931, S. 2.

<sup>2)</sup> Über die Sprache und den Stil in den Pastoralbriefen siehe meine Abhandlung in Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft, XVIII, 1917—1918, S. 225—243; ferner ganz besonders G. Thörnell: Pastoralbrevens Äkthet, 1931, und Viehmanns kurze Besprechung dieses gründlichen Buches in Zeitschrift für die neutest. Wiss., 1932, S. 90; Viehmann betont zwar gleichzeitig, daß die ihm entscheidenden Argumente gegen die Echtheit nicht aus der Sprache und dem Stil stammen.

Hierzu kommt, daß die jetzt allgemein anerkannte Chronologie des Lebens Pauli nicht zu der Annahme drängt, daß die erste Gefangenschaft bis zu der neronischen Verfolgung dauerte und daher mit dem Märtyrertod des Paulus enden mußte. Von einem chronologischen Gesichtspunkt aus läßt die Annahme einer Freilassung des Paulus aus der Gefangenschaft und einiger neuen Reisen sich nicht mehr bestreiten. Unter diesen Umständen kann man fragen, ob nicht hauptsächlich eine gewisse wissenschaftliche „Tradition“ oder eine eingewurzelte ablehnende Einstellung den Pastoralbriefen gegenüber dazu beiträgt, daß man auf die noch übrigbleibenden Bedenken gegen die Echtheit ein zu großes Gewicht legt, und andererseits die sehr schweren psychologischen Bedenken gegen die Annahme der Pseudonymität übersieht oder jedenfalls nicht in genügendem Maße berücksichtigt.

Auf diese psychologischen Bedenken müssen wir jetzt eingehen. Wie schon gesagt, um in einem Fall wie dem hier erörterten die Pseudonymität verständlich zu machen, müssen sehr starke Tendenzen oder große, bedeutungsvolle Zwecke nachgewiesen werden können, und zwar solche Zwecke, die der Verfasser nicht zu erreichen erwarten konnte, wenn er unter seinem eigenen Namen schrieb. Nach den bisherigen Ausführungen ist es eigentlich schon ausgemacht, daß die antihäretische Absicht für den Verfasser nicht ein solcher Zweck gewesen sein kann. Von einzelnen Zügen abgesehen ist die Irrlehre in den Pastoralbriefen eine solche, zu deren Widerlegung der Verfasser aus den schon vorhandenen Paulinischen Briefen sehr leicht ein hinreichendes Material hätte schöpfen können. Auch was die Organisation der Kirche betrifft, ist es unmöglich, zu verstehen, daß der Verfasser für solche Ermahnungen wie die von ihm in diesen Briefen gegebenen das Bedürfnis nach einer apostolischen Autorität fühlen konnte; sie müßten den Lesern von allgemeinen christlichen und moralischen Gesichtspunkten aus einleuchtend erscheinen. Die Tendenz, den Apostel zu verherrlichen, die uns aus den apokryphen Apostelakten bekannt ist, liegt hier gar nicht vor. Kurz gesagt, es läßt sich kaum eine einzige Tendenz aufweisen, die uns die Erdichtung auch nur eines der drei Briefe erklärlich machen kann, — und dann hätte der Verfasser noch dazu zwei weitere Briefe erdichten und unter

der Decke der Pseudonymität in Umlauf setzen sollen! Es wundert einen, wenn man in der neuen Auflage von Zülchers Einleitung liest, daß der zweite Brief an Timotheus am ehesten als „der letzte Trumpf“, den der Verfasser ausspielt, verstanden werden könnte.<sup>1)</sup> Die in diesem Briefe enthaltenen eindringlichen Ermahnungen an Timotheus, als ein tapferer Streiter Jesu Christi in die Leidensgemeinschaft einzutreten, sollen also von dem Gesichtspunkt aus gelesen und verstanden werden, daß hier „ein letzter Trumpf“ vorliegt, den der pseudonyme Schriftsteller ausspielt. Ich gestehe, daß das Seelenleben eines solchen Verfassers mir unverständlich ist.

Hierzu kommt noch, daß die Briefe gewisse Züge aufweisen, die als von einem pseudonymen Verfasser herrührend nicht leicht zu erklären sind. Es müßte einem solchen Verfasser näherliegen, Paulus an eine Gemeinde schreiben zu lassen. Schon die gewählte, ganz neue Form, die Adresse an einen einzelnen Mann (mit dem Philemonbrief hat es eine ganz andere Bewandnis) mußte den Zeitgenossen sehr auffallend sein und konnte dem Verfasser die Anerkennung der Briefe nur erschweren.<sup>2)</sup> Auch hatte der Verfasser für den Timotheus als Gemeindevorsteher in Ephesus und den Titus als Gemeindevorsteher auf Kreta gar keinen Anhalt in der Überlieferung. Die pseudonymen Schriftsteller knüpfen doch in der Regel in irgendeiner Weise an die Geschichte an. Wenn ein Verfasser eine Geschichte Pauli nach der römischen Gefangenschaft erdichten wollte, wäre es eher mit den Methoden aller pseudonymen Schriftsteller übereinstimmend gewesen, wenn er im Anschluß an Röm. 15, 24 eine Reise nach Spanien und im Anschluß an Philem. 22 und Phil. 2, 24 einen Aufenthalt in Kolossae und Philippi erdichtet hätte. Und wie will man alle die kleinen, schönen, ganz persönlichen Einzelzüge in den Briefen erklären? Der feine Sinn für Geschichtswahrheit, der dem berühmten Geschichtsforscher Leopold von Ranke eigentümlich war, offenbart sich auch in seiner Erwähnung der Pastoralbriefe. „Diese Züge sind unbedeutend. Wer sollte sie

---

<sup>1)</sup> Zülcher: Einleitung in das Neue Testament?, 1931, S. 184.

<sup>2)</sup> Man braucht nur an die Weise, wie die Pastoralbriefe in Muratoris Kanon erwähnt werden, zu denken.

erdichtet haben?“<sup>1)</sup> Und viele von diesen Einzelzügen müßten überdies für einen pseudonymen Verfasser sehr gefährlich sein; sie hätten ihn sehr leicht verraten können. Wir müssen uns leider versagen, hier noch auf mehrere Züge aufmerksam zu machen, die aus der Seele eines pseudonymen Schriftstellers nicht leicht zu verstehen sind.

Die kleinen Einzelzüge persönlichen Charakters öffnen uns aber die Aussicht auf eine ganz andere Weise, die auch geprüft werden muß, um den vermuteten pseudonymen Verfasser zu verstehen. Sie ist bisweilen angedeutet worden, ohne daß sie bisher bewußt als eine mögliche Lösung des Problems dargestellt worden ist. In dem Zusammenhang, in welchem von dem zweiten Brief an Timotheus als „einem letzten Trumpf“ geredet wurde, bekam der vermutete Verfasser zur selben Zeit das Lob, daß er in diesem Brief „in Ausdrücken, Gedanken und Haltung den echten Paulusbriefen am nächsten kommt“. Und später<sup>2)</sup> heißt es: „Der Abschnitt 2. Tim. 4, 9—18 verfolgt und erreicht den Zweck, das Mitgefühl des Lesers mit dem enttäuschten, vereinsamten, notleidenden, selbst seiner Bücher entbehrenden Apostel und zugleich die Bewunderung seiner Kraft zu erwecken und dadurch die Wirkung seiner vorangegangenen Mahnungen zu steigern; sehr wohl überlegt ist, weil sie die Sehnsucht des Mannes malt, die Wiederaufnahme der von Grüßen umrahmten Bitte an Timotheus, daß er rasch komme.“ Also, wenn Paulus den Timotheus bittet, die von ihm in Troas vergessenen Bücher mitzubringen, soll es so verstanden werden, daß der pseudonyme Verfasser den bewußten Zweck verfolgt, das Mitgefühl mit dem armen, seine Bücher entbehrenden Paulus zu wecken; derartige Züge werden geradezu als sehr „wohl überlegt“ bezeichnet. Und wenn Dibelius an die bekannten schönen Worte des Paulus von seinem bevorstehenden Tode 4, 6—8 die Bemerkung knüpft: „Modernes Empfinden sträubt sich, solche Worte dem Paulus abzusprechen,“<sup>3)</sup> liegt ein ähnlicher Gedanke zugrunde. Der pseudonyme Verfasser ist mit anderen Worten als ein hervorragender

<sup>1)</sup> L. v. Ranke: Weltgeschichte, III 1, 1883, S. 192.

<sup>2)</sup> Jülicher, Einleitung<sup>7</sup>, S. 185.

<sup>3)</sup> Dibelius S. 76.

Künstler zu beurteilen. Und nicht nur legt er unbewußt eine große künstlerische Begabung an den Tag, sondern er verfolgt mit vollem Bewußtsein einen künstlerischen Zweck. Zwar sagt Dibelius an einer anderen Stelle, das treibende Motiv des Verfassers für die Abfassung der Briefe sei „mit fester, auf sittlicher Grundlage beruhender Konstituierung der Gemeinden kraft apostolischer Autorität dem Treiben der Ketzer Einhalt zu tun“. Aber gleichzeitig soll man sich ihn vorstellen als einen Menschen mit außergewöhnlichen künstlerischen Gaben ausgerüstet und von Freude am künstlerischen Schaffen erfüllt. Ich muß gestehen, daß ich den Verfasser der drei Briefe mir nicht als einen Menschen vorzustellen vermag, der zu gleicher Zeit ein ethischer Reformator der Gemeinde, ein Ketzerbekämpfer und ein Verfasser eines schönen Dramas in drei Akten sein will, — und zwar unter einem fremden Namen schreibend und mit vollem Bewußtsein seine künstlerischen Gaben dazu benutzend, den Paulus in raffinierter Weise nachzuahmen, um seine christlichen Brüder zu täuschen. Es scheint mir, daß diese Auffassung der Briefe, sie seien ein mit ethischen Zwecken und mit raffinierter Berechnung erdichtetes Drama in drei Akten, uns eine Verfasserpersönlichkeit vorführt, die psychologisch nicht faßbar ist. Ein so sonderbarer Mensch hat niemals gelebt.

Diejenigen Bedenken, auf welche die heutigen Bestreiter der Echtheit der Briefe das Hauptgewicht legen, können kaum als so unüberwindlich angesehen werden als die jetzt aufgedeckten psychologischen Bedenken, welche die Annahme der Unechtheit in sich schließt. Ein Hauptbedenken wird von Dibelius so ausgedrückt, daß der Verfasser der Pastoralbriefe „eine christliche Bürgerlichkeit“ vertritt, die von „der dynamischen Gespanntheit des eschatologischen Evangeliums des Paulus“ weit verschieden ist. Aber wenn der Verfasser der Pastoralbriefe betont, daß alle Christen in dieser Welt verfolgt werden müssen (2. Tim. 3, 12), d. h. doch, daß sie in einem unüberbrückbaren Gegensatz zu dieser Welt stehen, — und wenn er ferner die nahe Wiederkunft des Herrn erwartet, kann man ihn dann mit Recht als Vertreter einer „christlichen Bürgerlichkeit“ kennzeichnen? Und auf der anderen Seite lebt der Paulus der älteren Briefe nicht immer in der „Gespanntheit“. Das siebente

Kapitel des ersten Korintherbriefes, in dem diese Gespanntheit stärker als irgendwo sonst uns entgegentritt, enthält gleichzeitig eine ganze Reihe praktischer Ratschläge für dieses Leben, die deutlich beweisen, daß der echte Paulus zu jeder Zeit ein Mensch war, der mit beiden Füßen auf dieser Erde stand und das Christlich-bürgerliche niemals aus den Augen verlor.<sup>1)</sup> Es wäre sehr leicht an der Hand vieler Beispiele darzutun, daß die beiden scheinbar sich widersprechenden Seiten der christlichen Frömmigkeit sowohl in den unbestrittenen Paulinischen Briefen als in den Pastoralbriefen deutlich hervortreten. Und für die Entscheidung, ob wir demselben Verfasser gegenüberstehen, ist es nicht von großer Bedeutung, ob die eine Seite zufälligerweise in einigen Briefen häufiger als in den anderen zum Ausdruck kommt, wenn nur beide Seiten deutlich erkennbar sind. — Wir müssen uns hier versagen, auf die anderen gegen die Echtheit vortragenen Bedenken einzugehen. Es scheint uns aber, wenn man die selbstverständlich vorhandenen Nuancen und Variationen nur nicht überbetont, jedenfalls leichter zu sein, den Paulus als Verfasser der Pastoralbriefe sich vorzustellen, als einen Menschen, der gleichzeitig ein Meister der Charakterzeichnung, ein Meister raffinierter Berechnung und ein ernster, tief ethischer Christ gewesen sein soll.

Wir wollen zum Schluß einige Erkenntnisse hervorheben, die aus den bisherigen Ausführungen sich ergeben:

1. Man muß innerhalb der pseudonymen Literatur die verschiedenen Arten der pseudonymen Literatur auseinanderhalten. Viele Schriften, die gewöhnlich der pseudonymen Literatur eingereiht werden, sind überhaupt nicht pseudonyme Schriften. Und die Stilübungen der Rhetorenschulen, die Aufsätze in den Philosophenschulen, die apokalyptischen Erzeugnisse und die Schriften, deren Verfasser die Absicht, zu täuschen, voll bewußt war, setzen ganz verschiedene Gedanken und Motive der Verfasser voraus. Das

---

<sup>1)</sup> Sehr scharf, aber sehr richtig hat K. L. Schmidt die erwähnte Doppeltheit bei Paulus so ausgedrückt: „Sein Enthusiasmus (1. Thess. 5, 19: τὸ πνεῦμα μὴ σβέννυτε) geht zusammen, richtiger: ist identisch mit der Mächtigkeit (1. Thess. 5, 8: *νήφωμεν*)“, siehe seine Abhandlung „Kirchenleitung und Kirchenlehre im Neuen Test.“ in „Christentum und Wissenschaft“, 1932, S. 249.

Seelenleben dieser Verfasser muß daher von Fall zu Fall genau analysiert werden.

2. Es wird immer wieder behauptet, daß in der christlichen Kirche der ersten Jahrhunderte die Pseudonymität eine literarische Form war und als eine solche von den zeitgenössischen Lesern verstanden wurde. Dies mag innerhalb der griechisch-römischen Welt bei einigen Literaturgattungen (den Stilübungen und den philosophischen Schulaufsätzen) der Fall gewesen sein; aber diese Literaturgattungen kamen innerhalb der christlichen Kirche der ersten Jahrhunderte nur ausnahmsweise vor. Wir haben daher die Richtigkeit der Behauptung angezweifelt. Das Urteil Tertullians über das Buch Henoch spricht entschieden gegen die Wahrheit der Behauptung. Belege, die sie beweisen oder auch nur wahrscheinlich machen könnten, sind m. W. niemals angeführt worden. Die ganze Frage bedarf einer neuen gründlichen Untersuchung.

3. Die Beantwortung der Frage, ob die Zeitgenossen die Pseudonymität als eine bloß literarische Form erkannten, hat entscheidende Bedeutung nicht nur für die Frage nach der moralischen Beurteilung der Pseudonymität von Seiten des Publikums, sondern auch für die Frage nach der moralischen Selbstbeurteilung des pseudonymen Verfassers. Diese Frage wird gewöhnlich nicht in genügendem Maß beachtet, mitunter überhaupt nicht gestellt.

4. Auch in den Fällen, die eine beabsichtigte Pseudonymität gemeinsam haben, muß man zwischen den verschiedenen Literaturgattungen scharf unterscheiden. Die psychologischen Voraussetzungen sind bei einem apokalyptischen Verfasser, einem Erzähler von legendarischen Geschichten und einem Brieffschreiber sehr verschieden. Für die moralische Beurteilung und die moralische Selbstbeurteilung des Verfassers ist der Grad des Bewußtseins bei der Abfassung und bei der Herausgabe der Schrift von Bedeutung, wie auch der Umstand, ob der Name, unter welchem der Verfasser schreibt, aus einer fernen oder einer sehr nahen Vergangenheit stammt.

5. Ganz besonders muß die Frage nach der moralischen Beurteilung der Pseudonymität und nach der moralischen Selbstbeurteilung des pseudonymen Verfassers gründlich untersucht

werden, wenn die Annahme, daß eine Schrift eine pseudonyme sei, nicht sicher ist, da man sonst leicht der Versuchung erliegt, vor- schnell der Annahme der Pseudonymität beizustimmen. Wenn es sich um eine Verfasserpersönlichkeit mit einem tiefen und reichen Seelenleben handelt, wird es immer zu empfehlen sein, den großen Entwicklungsmöglichkeiten einer solchen Persönlichkeit und ihrer Fähigkeit zur Variation und Nuancierung einen großen Spielraum einzuräumen, anstatt pseudonyme Verfasserpersönlichkeiten zu schaffen, die größere Ähnlichkeit mit Trugbildern als mit lebendigen Menschen haben.

---

Früher erschien von demselben Verfasser:

**Hermeneutik des Neuen Testaments.** 1930. 264 Seiten Gr. 8°.  
Geb. RM. 7.65; in Leinen geb. RM. 9.90.

Das Buch leitet in ausgezeichnet methodischer Weise an, über das Verstehen des neutestamentlichen Textes, die Aufgaben, die Grundsätze und die mannigfachen Formen dieses Verstehens nachzudenken. „Der Weg zum biblischen Text geht durch seinen Buchstaben, nicht über ihn hinweg.“ (G. Kittel)

Die Hermeneutik von Lorm kann als eine wohlgelungene, vielseitige, sicher abwägende, klar aufgebaute Arbeit sehr empfohlen werden. (Friedr. Hauck, Erlangen)

So mußte eine Übersetzung der Hermeneutik Lorms — zumal bei den Vorzügen des Werkes, die von der Kritik sogleich anerkannt wurden — als willkommen erscheinen, und es ist dem Verf. nunmehr zu danken, daß er sich zu einer Übersetzung entschlossen und dabei den Wert des Buches durch umfangreiche Erweiterungen gesteigert hat. (W. Michaelis, Bern)